Band 955 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Gruftie

Band 955 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 270





Der Gruftie

John Sinclair Nr. 955

von Jason Dark

erschienen am 22.10.1996

Titelbild von Jan Balaz

Sinclair Crew

Der Gruftie

»Das gibt's nicht! Das ist verrückt! Bei allen Heiligen im Himmel! Oder bei allen Teufeln! Ich drehe noch durch!« Casey Quenton brachte die Worte nur zitternd hervor und hätte sich beinahe an dem Bissen verschluckt, der noch auf dem hinteren Teil seiner Zunge klebte. Es war ein Stück von dem Hamburger, nun jedoch war ihm der Appetit vergangen, denn er glaubte, seinen Augen nicht zu trauen, als er die Gestalt sah, die die Straße von links nach rechts überquerte und sich dabei um nichts kümmerte.

Quenton rutschte tiefer in seinen Sitz. So tief, daß er gerade noch über den unteren Rand der Scheibe schauen konnte, aber von außen her schlecht gesehen wurde. Wer war da gekommen?

Ein Mensch? Nein!

Oder war es etwa ein Skelett?

Das schon eher, aber Quenton konnte nicht begreifen, daß auf einem Skelett, einem Knochenkörper, ein ganz normaler menschlicher Schädel saß, als wäre dieser einer Verwesung entgangen. Diese unheimliche Gestalt kümmerte sich um nichts. Weder um den geparkten Wagen mit Casey Quenton darin, noch um die Laterne, die ihren Lichtschein über einen Teil des Gehsteiges ebenso streute wie über die Straße. Und dem Unheimlichen machte es auch nichts aus, diesen Schein zu durchqueren.

Deshalb konnte ihn Casey auch so gut sehen.

Der Knöcherne mit dem Menschenkopf ging keinen Schritt schneller, doch Quenton kam es so vor, als würde er hinweghuschen. Vielleicht war er in seinem Kopf schon zu durcheinander, er glaubte auch, das Klappern der alten Knochen zu hören, die im Licht der Laterne schmutzigbraun geschimmert hatten.

Jedenfalls hatte die Gestalt die andere Straßenseite erreicht und war dort in die Dunkelheit der Nacht getaucht, denn an der Stelle gab es kein Licht, nur die hohe Mauer, die ein Grundstück umfriedete, auf dem auch zahlreiche Bäume standen, die zu dieser Jahreszeit wie frostkalte Geister aussahen.

Casey Quenton wischte über seine Augen. Es war verschwunden, ab- oder untergetaucht. Er hatte es aber gesehen. Mit den eigenen Augen wahrgenommen. Oder hatte er sich geirrt?

Der Detektiv wußte gar nichts mehr. Im Wagen war es bestimmt nicht warm, doch in den letzten Sekunden hatte er eine Hitzewelle mitbekommen, begleitet von Schweißausbrüchen. So etwas hätte er sich vor einer Stunde noch nicht vorstellen können, und jetzt verfluchte er es, den Job angenommen zu haben.

Aber was tat man nicht alles für eine Kollegin, die einem einen Auftrag verschaffte? Außerdem war ex ziemlich pleite gewesen, und der Vorschuß hatte ihm gutgetan.

Er blies die Luft aus, hustete, zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Scheibe, wo er sich wolkenartig verteilte. Der Glimmstengel zitterte in seiner Hand. Klar, das hier war verflucht echt gewesen. Reine Nervensache, es zu übersehen. Casey hoffte nur, daß diese Gestalt ihn trotzdem nicht entdeckt hatte. Dann würde sie zurückkehren und ihn holen.

Bei diesem Gedanken drehte er sich um, aber auch hinter dem Fahrzeug war nichts zu sehen.

Er nahm wieder seine normale Sitzhaltung ein. Asche fiel auf seine graue Jeans, was ihn nicht weiter störte. Er griff nach links auf den Nebensitz, wo das Sprechgerät mit ausgefahrener Antenne lag.

In den nächsten Sekunden hatte er die Verbindung zu seiner Kollegin Jane Collins hergestellt.

»Was ist denn, Casey?«

»Das fragst du?«
»Ja, du hörst dich an, als hättest du den Horror deines Lebens hinter dir.«
»Habe ich auch!«
»Dann berichte.«
»Hör zu, Jane. Ich weiß ja, daß du eine komische Frau bist, wie auch immer. Man erzählt sich ja einiges über dich in der Branche. Aber was ich hier gesehen habe, das ist dir bestimmt noch nicht vorgekommen, glaube ich zumindest.«
»Sag schon!«
Casey Quenton holte noch zweimal Luft, bevor es aus ihm herausbrach. »Vor mir ging ein Skelett mit menschlichem Kopf über die Straße. Ich konnte es genau sehen, weil es auch den Schein einer Laterne durchschritt. Das ist es, Jane!«
Sie schwieg, was Casey nicht gefiel. »He, warum redest du nicht? Hat es dir die Sprache verschlagen? Hältst du mich für einen alten Trottel?«
»Das sicherlich nicht.«
»Dann sag was.«
»Ich denke nur nach.«
»Haaa!« brüllte Quenton in den flachen Apparat. »Sie denkt nach. Scheiße, da gibt es nichts zum Nachdenken, Kollegin. Ich habe den Burschen gesehen, verflucht!«
Jane blieb gelassen. »Wie sah er denn aus?«
»Beschissen ist noch geprahlt.«
»Meine Güte, stell dich nicht so an. - Genauer. Ich will eine exakte Beschreibung haben.«
»Es war ein Skelett mit einem menschlichen Kopf. Kein junger Knabe mehr, schon älter, eher ein Gruftie. Hä, hä, Gruftie ist gut. Der schien direkt aus dem Grab oder einer Gruft gekommen zu sein.«
»Gut. Und wo ging er hin?«
»Auf die andere Straßenseite.«
»Hat er dich gesehen?«
»Das will ich nicht hoffen«, stöhnte Casey. »Dann hätte ich aber böse aus der Wäsche geschaut.«
»Kann ich mir denken. Aber wo genau ist er hingegangen?«
»Das habe ich nicht mehr gesehen, verflucht! Der war einfach weg. In der Dunkelheit ist er - na ja, was soll ich sagen? Ich bin jedenfalls nicht ausgestiegen und habe es verfolgt. Ich war froh, noch zu leben und rief dich an.«
»Das war gut, Casey.«
»Warum das denn?«
»Weil ich gleich bei dir sein werde.«
»Danke, danke, finde ich toll, ehrlich.«

»Noch eine Frage, Casey.«
»Ja«, stöhnte der Mann, »aber bitte kurz.«
»Ist das Skelett zum Haus der Watermans gegangen?«
Der Detektiv überlegte. »Kann ich nicht genau sagen, ehrlich nicht. Es ging über die Straße, dann war es plötzlich weg. Ob es zum Haus ging, konnte ich nicht sehen.«
»Das werden wir feststellen.«
»Bitte!«
»Warte auf mich, ich bin in ein paar Minuten bei dir. Ich muß erst noch zu meinem Wagen.«
»Auch das noch. Stehst du denn draußen?«
»Ja, ich kann die Vorderseite des Hauses sehen. Ist schwer was los. Große Fete und so. Alles, was Rang und Schulden hat, scheint versammelt zu sein.«
»Vielleicht gibt es auch für uns einen Drink.«
»Witzbold.« Mit dem letzten Wort hatte Jane die Verbindung unterbrochen, was Casey gar nicht recht war. Ihm gefiel die Stille nicht mehr, in der er sich plötzlich befand, und er traute seiner Kollegin nicht. Die hatte nur von einem gut bezahlten Überwachungsjob gesprochen und nicht davon, daß einem dabei regelrechte Monstren begegnen konnten. Quenton glaubte fest daran, daß er keinem Scherz auf den Leim gegangen war, diese Gestalt war echt gewesen. Nicht durch eine Fernbedienung zum Laufen gebracht. Er hatte sogar den Eindruck, den Moder der alten Knochen riechen zu können, deshalb schüttelte er sich.
Um die Stille zu vertreiben, schaltete er das Radio ein. Die Nachrichten waren beendet, es wurde über das Wetter gesprochen, und das hörte sich nicht besonders gut an. Die wochenlange, trockene Kälte zog sich allmählich zurück, um wärmeren Temperaturen Platz zu schaffen. Die Wetterfee sprach dabei von Regen. Wenn der auf den gefrorenen Boden fiel, dann gute Nacht, Marie!
Der Sender brachte Musik zur Nacht. Weiche Melodien, bei denen man auch einschlafen konnte.
Aber Casey Quenton stand nicht der Sinn danach. Er war innerlich viel zu aufgeregt, er sehnte sich Jane Collins herbei, doch in seiner Nähe blieb es ruhig, wie er durch Blicke in die Spiegel feststellte.
Quenton konnte sich auf Jane Collins verlassen. Sie wurde in der Branche respektiert. Da steckte Power dahinter. Sie gehörte zu denen, die sich nicht ins Bockshorn jagen ließen, sondern bis zum bitteren Ende weitermachten.
Nur sollte sie sich heute beeilen, denn Casey fühlte sich nicht wohl. In seinem Magen rumorte es.
Das ungute Gefühl hatte nichts mit dem Essen zu tun, das er vor einigen Stunden zu sich genommen hatte, sondern mit anderen

Dingen.
Gefahr?
Er dachte daran, er hätte vielleicht noch etwas tun können, aber es war zu spät.
Blitzschnell wurde die Fahrertür aufgerissen. Casey Quenton, der nicht angeschnallt war, sich aber gegen die Tür gelehnt hatte, verlor das Gleichgewicht und kippte nach rechts. Noch während er fiel, nahm er einen widerlichen Gestank wahr. In seiner unmittelbaren Nähe schien etwas zu verfaulen.
Er kippte zur Seite, auch nach hinten, riß die Augen auf und sah über sich ein schreckliches Gesicht.
Allerdings nicht verwest, sondern menschlich.
Die Klauen aber, die sich wie kaltes, hartes Fett um seinen Hals gelegt hatten, gehörten keinem Menschen, sondern einem Skelett…

***

Casey Quenton begriff dies innerhalb weniger Sekunden, und die Furcht schoß wie eine Hitzewelle durch seinen Körper. Sie drang hinein in sein Gehirn. Er hatte plötzlich das Gefühl, jemand wollte ihm die Augen aus dem Schädel drücken, und er riß den Mund auf, um nach Luft zu schnappen.
Das war nicht mehr möglich, denn die kalten Knochenklauen hielten ihn eisern fest. Sie waren wie Zangen und blieben auch um Caseys Hals »kleben«, als sie ihn aus dem Wagen zerrten.
Dies passierte in mehreren Intervallen. Er schlug zweimal gegen eine Kante, dann lag er auf dem Gehsteig, und sein Entführer hatte sogar noch die Nerven, die Tür des Nissan zuzuschlagen.
Casey hörte nichts. Seine Ohren waren verstopft. Nicht mal ein Gurgeln drang über seine Lippen.
Irgendwo tief in der Kehle saß der Pfropfen, der alles veränderte, und er wurde immer dicker und dicker. Der Mann merkte, daß man ihn über den Boden schleifte. Das Skelett durchquerte mit ihm sogar die Straße und ging denselben Weg, den es schon einmal genommen hatte. Nur bewegte es sich diesmal nicht durch den Lichtschein, das Dunkel der Nacht schützte die Gestalt.
Quenton wehrte sich so gut wie möglich. Er schlug und trat um sich, aber die Bewegungen waren einfach zu schwach, um etwas bewirken zu können. Immer mehr Energie verließ seinen Körper. Die Furcht dagegen nahm zu, und sie verwandelte sich in Angst - Todesangst!
Beide erreichten die andere Seite. Das Monstrum bewegte sich wie ein normaler Mensch, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Hin und wieder wackelte der für den Knochenkörper eigentlich viel zu große Kopf.
Casey Quenton spürte noch, wie seine Hacken über die Gehsteigkante

schleiften, dann erloschen für ihn die Lichter. Er merkte nicht mehr, wohin ihn der Gruftie schaffte…

***

Jane Collins hatte die mit Kunstfell gefütterte Kapuze ihrer dicken Jacke über den Kopf gezogen, um sich vor der Kälte zu schützen. Sie stand am Rand des gewaltigen Grundstücks, schaute auf den hellerleuchteten Eingang der klassizistisch anmutenden Villa mit dem mächtigen Säulenvorbau, der eine Insel aus Licht war, geschaffen von zahlreichen Strahlern und gut zu überblicken.

Jedenfalls für die zahlreichen Bodyguards, die versteckt zwischen den abgestellten Fahrzeugen standen und sich wahrscheinlich darüber ärgerten, daß ihre Bosse feierten und sie in der Kälte steife Knochen bekamen.

Das war Jane Collins egal, denn sie würde sich bewegen, erst recht nach diesem Anruf.

Viele Menschen hätten darüber gelacht oder ihn nicht ernst genommen, aber Jane Collins war anders. Schließlich stand sie ebenfalls nicht grundlos in der Kälte, und sie hatte sich den Kollegen ebenfalls aus bestimmten Gründen ausgesucht.

Quenton war ein Schlitzohr. Er gehörte zu den Detektiven, die immer haarscharf am Verlust ihrer Lizenz vorbeischlitterten, aber das machte Jane nichts aus. Dieser Mann war auch bei heißen Fällen brauchbar, und dieser hier konnte oder hatte sich schon zu einem heißen Fall entwickelt, wenn alles stimmte, was Casey ihr mitgeteilt hatte.

Auf dem Weg zum Wagen dachte Jane über Caseys Bericht nach. Er hatte ein Skelett mit einem normal aussehenden, menschlichen Kopf entdeckt. Gab es so etwas überhaupt? War das möglich?

Sie stellte sich die Frage wirklich nur für einen Augenblick, dann dachte sie daran, daß sie sich selbst gern als Fachfrau bezeichnete, die schon viel erlebt hatte und beide Seiten des Lebens kannte.

Da war sie schon mit unmöglichen Dingen konfrontiert worden, obwohl ihr das Wort unmöglich ebenfalls nicht gefiel. Mochte Casey auch ein Windhund sein und oft am Rande der Legalität einherwandern, er war trotzdem jemand, auf den man sich verlassen konnte. Wenn er zugesagt hatte, führte er den Job auch durch. Und betrunken war er auch nicht gewesen, das lag schon einige Tage zurück, als Jane ihn auf den Job angesprochen und aus der Kneipe geholt hatte.

Das Waterman-Grundstück war riesig. Wer das Haus erreichen wollte, mußte über eine eigens angelegte Privatstraße fahren. Jane hatte es nicht getan, sondern ihren Wagen dort abgestellt, wo die Straße begann, sie war als Allee angelegt worden. Rechts und links säumten Bäume die Fahrbahn, über die Jane Collins allein schritt, die

Kapuze über den Kopf gestreift, die Hände in den Taschen.

In den letzten Wochen hatte Europa einen regelrechten Kälteschock erlitten. Die Natur war eingefroren, aber die Temperaturen sollten wieder steigen. Dann kehrte das normale Wetter zurück. Die Tiefs, die Regen und Schnee brachten.

Der Golf stand am Ende oder am Beginn der Straße, je nachdem, wie man es sah. Sie fand ihn noch so vor, wie sie ihn abgestellt hatte, nur bedeckt mit einer hauchdünnen Eisschicht, die allerdings die Scheiben noch etwas verschont hatte.

Die beiden Detektive hatten beschlossen, das große Grundstück von zwei Seiten her zu bewachen.

Waterman, der Industrielle, fühlte sich bedroht. Deshalb hatte er sich die Bewacher geholt. Die Polizei hatte er nicht einschalten wollen, da sie ihm diese Bedrohung wohl nicht abgenommen hätte, vermutete er.

Jemand drohte ihm aus dem Totenreich.

Wenn er der Polizei damit gekommen wäre, hätte man ihn dort womöglich ausgelacht. Aber Waterman war jemand mit Beziehungen, und er hatte auch von einer Detektivin namens Jane Collins gehört, die dafür bekannt war, sich um besondere und außergewöhnliche Fälle zu kümmern. Er hatte zunächst nur eine Überwachung verlangt, besonders an diesem Abend, wo er eine kleine Feier gab.

Die beiden Detektive hatten eben auf ungewöhnliche Dinge achten sollen.

Normalerweise hätte Jane nicht zugestimmt, aber Lady Sarah, die Horror-Oma, hatte sie gedrängt, denn ihr war Waterman bekannt. Außerdem brachte der Job ein gutes Honorar, und Jane war mal wieder froh, aus dem Haus zu kommen.

Sie stieg in ihren Golf und startete. Es würden keine Gäste mehr kommen, die letzten waren vor einer halben Stunde eingetroffen, und die Feier würde sicherlich bis zum frühen Morgen dauern und irgendwann auch ausufern. Dafür sah Jane die Gäste an, die nicht eben ihre Kragenweite waren.

Der Golf sprang sofort an. Sein Inneres war ein kalter Käfig, und Jane stellte die Heizung sowie Gebläse auf die höchste Stufe. Trotz der Handschuhe waren ihre Hände kalt geworden. Sie rieb sie aneinander, dann fuhr sie in die kalten Nacht hinein.

Ein Fußweg hätte schon ziemlich lange gedauert, mit dem Wagen war sie dagegen bald am Ziel. Als sie in die Straße einbog, die an die Rückseite des Grundstücks grenzte, schossen die kalten Scheinwerferstrahlen in die Finsternis hinein und holten aus ihr einen an der linken Seite parkenden Wagen aus der Dunkelheit.

Es war ein Nissan. Solch ein Auto fuhr auch Casey Quenton.

Er hatte seinen Job bisher gut gemacht, auch dort geparkt, wo es ausgemacht worden war. Jane konnte zufrieden sein. Sie stoppte

hinter dem Nissan, löschte die Lichter und wollte schon aussteigen, aber sie zögerte damit.

Etwas gefiel ihr nicht…

Natürlich hatte sie unterwegs an das Skelett gedacht, und sie hatte auch nicht damit gerechnet es zu sehen. Sie wunderte sich nur darüber, daß dieser Kollege nicht an ihren Wagen herantrat, um sie zu begrüßen und ihr Details zu erzählen.

Jane hatte die Stirn gerunzelt, als sie die Autotür öffnete und ausstieg. Sie blieb für einen Moment neben ihrem Wagen stehen, um die Umgebung zu kontrollieren, die aber blieb ruhig. Demnach mußte Casey noch im Wagen sitzen.

Das leichte Drücken in der Magengegend wollte nicht verschwinden, als Jane sich dem Nissan näherte. Sie ging sehr leise und wollte keine anderen Geräusche übertönen. Neben dem Fahrzeug blieb sie stehen. Eigentlich hatte sie trotz allem damit gerechnet, Quenton in seinem Auto sitzen zu sehen, nur war die Fahrgastzelle des Nissans leer.

Jane öffnete die Fahrertür und wunderte sich nicht mal darüber, daß diese nicht abgeschlossen war.

Die Rätsel nahmen ebenso zu wie ihre Unsicherheit und das Gefühl, bedroht zu werden.

Die Innenbeleuchtung war gerade hell genug, um erkennen zu lassen, daß sich niemand mehr in diesem Auto aufhielt. Sie beugte sich noch hinein und stellte fest, daß sich ein gewisser Geruch ausgebreitet hatte, der ihr gar nicht gefiel.

Jane überlegte, wonach es roch.

Nach Erde. Zumindest leicht faulig. Ihr schoß der Begriff Verwesung durch den Kopf. Dann dachte sie daran, was Casey ihr erzählt hatte. Der Besucher war halb verwest gewesen. Ein Skelett mit Kopf. Also konnte er den Geruch hinterlassen haben.

Die zweite Haut lag nicht wegen der Kälte auf ihrem Rücken, als Jane sich wieder zurückzog und die Tür schloß. Ihr Herz klopfte stärker. Sie wußte, daß etwas geschehen war, nur mußte sie herausfinden, wohin sich Casey Quenton gewandt hatte.

Oder war er geholt und entführt worden?

Das konnte auch zutreffen. Jane suchte nach Spuren, die eventuell zurückgeblieben waren. Sie ging um den abgestellten Nissan herum, ohne allerdings etwas zu entdecken.

Der Kollege war verschwunden, ohne etwas hinterlassen zu haben. Aber er hatte sich nicht freiwillig aus dem Staub gemacht, das wußte die Detektivin auch.

Was tun?

Ihn suchen, nicht mehr und nicht weniger. Sie dachte noch einmal darüber nach, was ihr der Mann berichtet hatte. Wenn dieses Skelett ihn entführt hatte, mußte er auch irgendwo hingebracht worden sein,

denn die unmittelbare Umgebung des Autos war leer.

Welches Ziel?

Rechts der Straße stand kein Haus. Freies Feld mit Buschwerk und Niedrigwald bedeckte den Boden, aber an der linken Seite lag das große Waterman-Grundstück. Eine Mauer aus Bruchsteinen schützte es vor neugierigen Blicken. Tiefer auf dem parkähnlichen Gelände wehte der schimmernde Schein irgendwelcher Laternen durch, aber diese Lichter waren für Jane beinahe so entfernt wie die Sterne am Himmel.

Das Grundstück zog sie an. Es eignete sich hervorragend als Versteck. Da gab es Deckung wie in einem Park. Da konnte sich schon eine Truppe Soldaten verstecken, ohne entdeckt zu werden. Jane war noch nicht dort gewesen, aber sie hatte mit Waterman kurz darüber gesprochen. Er war stolz auf sein Land, und er hatte auf seinem Grundstück Gärten verschiedener Stilrichtungen angelegt, unter anderem auch bestückt mit kleinen Teichen und Bächen, die von einer einzigen, auf dem Areal entdeckten Quelle gespeist wurden.

Einen besseren Ort, um jemanden verschwinden zu lassen, gab es in dieser Umgebung nicht.

Verschwinden lassen. Warum? Warum sollte jemand Casey Quenton verschwinden lassen? Was ging überhaupt vor?

Jane ärgerte sich darüber, daß sie so wenig wußte. Dieser Douglas Waterman hatte nicht so recht mit der Sprache herausgerückt. Sie arbeitete praktisch im luftleeren Raum. Sie hätte mehr und härter nachfragen sollen. Jetzt war es leider zu spät.

Eines stand fest. Freiwillig war Casey Quenton nicht verschwunden. Er hätte seinen Platz niemals verlassen. Also mußte man ihn entführt haben.

Er hatte das lebende Skelett mit dem Menschenkopf gesehen. Es war von einer Seite der Straße auf die andere gegangen, und es mußte wieder zurückgekehrt sein.

Es hatte den Mann geholt.

Es hatte ihn weggebracht, und Jane schaute automatisch gegen die Grundstücksmauer.

Das war der Weg. Sie konnte sich vorstellen, daß der Mann dort hingeschafft worden war. Wenn dem tatsächlich so war, dann mußte er in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Douglas Waterman stehen, denn zum Spaß hatte er sich das Grundstück bestimmt nicht ausgesucht. Da gab es andere Flecken, wo er abtauchen konnte.

Wollte sie ihren Kollegen finden, blieb Jane nur eine Chance. Sie mußte die Mauer überklettern und das riesige Grundstück durchstreifen. Vielleicht sah oder hörte sie etwas, das sie einen Schritt weiterbrachte.

Waterman hatte sie über installierte Alarmanlagen nicht informiert. Die Frontseite des Hauses wurde elektronisch überwacht. Wie es

allerdings an der Rückseite aussah, wußte Jane nicht. Da bestand durchaus die Möglichkeit, daß sie in irgendwelche Fallen lief, aber das Risiko wollte und mußte sie eingehen.

Die Mauer war zwar hoch, aber nicht so hoch, als daß sie Jane nicht hätte erreichen können. Bevor sie zum Sprung ansetzte, schaute sie sich noch einmal um.

Niemand beobachtete sie. Die Straße war leer. Auf der Mauerkrone schimmerte kein kaltes Metall eines Stacheldrahts, da standen auch keine einbetonierten Glasscherben hoch.

Sie legte den Kopf zurück, maß noch einmal die Entfernung, ging leicht in die Knie und stieß sich dann ab.

Es klappte bereits beim ersten Sprung. Die Hände ihrer ausgestreckten Arme umklammerten den Rand der Mauer, an dem sie sich festhielt. Sie schaffte es trotz der Handschuhe, die gut paßten.

Jane zog sich hoch. Sie arbeitete noch mit den Füßen und stemmte die Spitzen immer wieder gegen das Gestein, das sie benutzte wie eine Trittleiter.

Zweimal geriet sie ins Rutschen, weil sich in den Lücken zwischen den Steinen auch Eis abgesetzt hatte. Aber dieses Hindernis packte sie ebenfalls, und sie war schließlich heilfroh, ihren Oberkörper auf den breiten Rand hieven zu können.

Schnaufend blieb sie dort liegen. Sie schnappte laut nach Luft und spürte das harte Klopfen ihres Herzens. Jeden Schlag spürte sie überdeutlich im Gehirn.

Warten, kurz ausruhen, dann erst weitermachen. Kniend warf sie einen ersten Blick auf die andere Seite des Grundstücks. Zumindest nahe der Mauer sah sie so gut wie nichts, denn dort drängte sich die Dunkelheit über dem Boden zusammen. Sträucher und Buschwerk konnte sie ebenfalls nicht erkennen.

Sie schwang herum und riskierte den Sprung in die Tiefe. Der Boden war auch hier hart gefroren, aber ziemlich eben, so daß sie gut aufkam und nicht umknickte.

Jane wartete wieder. Der erste Schritt war geschafft. Weitere lagen noch vor ihr. Sie wußte nicht, ob man sie entdeckt hatte, deshalb wartete sie gut zwei Minuten ab, in denen allerdings auch nichts geschah. Kein Hund wurde auf sie gehetzt, sie hörte auch keine Alarmanlage.

Es blieb still.

Jane schaute nach der Uhrzeit. Etwas mehr als zwei Stunden vor Mitternacht. Die Feier würde noch lange dauern, und niemand wußte, wie sie endete.

Jane wunderte sich, daß ihr plötzlich dieser Gedanke kam. Sie hatte den Eindruck, in einer gewaltigen Falle zu stecken. Es war nur ein Gefühl. Obwohl sie dagegen ankämpfte, blieb es. Hier sah alles so

normal aus, aber nichts lief in den Regeln ab, die sie gewohnt war. Im Untergrund rumorte es. Da verschwand ihr Kollege, der zuvor ein Skelett mit einem normalen Kopf gesehen hatte. Eigentlich ein Irrsinn, eine Halluzination möglicherweise. Aber warum war dieser Kollege dann verschwunden, ohne auch nur eine Spur hinterlassen zu haben?

Ihr wurde klamm. Sie ahnte, daß sie in ein Wespennest gestochen hatte, aber sie fand keinen Ausweg. Da war noch die Neugierde, die sie vorantrieb, und sie dachte auch daran, daß sie eigentlich noch nie aufgegeben hatte.

Das wollte sie auch jetzt nicht tun.

Jane ärgerte sich darüber, daß sie die Taschenlampe im Golf hatte liegenlassen. Die hätte ihr jetzt verdammt gute Dienste erwiesen. So aber mußte sie sich durch die Dunkelheit bewegen, wobei ihr das Wetter allerdings einen Vorteil brachte. Der Himmel war klar wie selten. Er war ein riesiges Tuch mit zahlreichen Löchern, durch die funkelndes Licht zu Boden fiel. Auch der Mond beobachtete sie wie ein kaltes Auge, und sein Licht schien die mit Eis und Rauhreif bedeckten Bäume ebenfalls zu streifen, so daß diese beinahe hell aussahen.

Die größeren Bäume lagen mehr an ihrer linken Seite. Die fernen Lichter allerdings schimmerten vor ihr, und Jane ging davon aus, daß sie dort hingehen mußte, wollte sie zu dem Haus gelangen.

Sie wußte nicht, ob es der richtige Weg war, aber irgendwo mußte sie ja anfangen. Gleichzeitig konnte sie sich kaum vorstellen, daß dieses seltsame Skelett seine menschliche Beute zu den anderen Gästen hinschaffte, aber als Versteck eignete sich auch ein Keller.

Möglich war alles.

Jane bewegte sich durch eine Welt voller starrer Schatten. Die Kälte umgab sie wie unsichtbare Watte. Sie biß auch in ihr Gesicht, denn Jane hatte die Kapuze wieder vom Kopf geschoben, so konnte sie besser hören.

In ihrer Umgebung hatte sie noch keinen der sicherlich zahlreich vorhandenen Wege entdeckt, das passierte später, als sie den dunklen Pfahl einer unbeleuchteten Laterne sah. Sie stand einfach nur da wie ein Wegweiser, der irgendwie vergessen worden war.

Unter der Laterne blieb Jane stehen. Sie konnte jetzt geradeaus weitergehen, dann hätte sie irgendwann auch das Haus erreicht. Oder sie ging nach rechts, wo ein schmaler Weg in einen Teil des Gartens führte, der gepflegt aussah. Selbst im Dunkeln war dies zu erkennen. Die Büsche wirkten ordentlich gestutzt, der Boden war gefegt.

Es war nichts zu hören. Weder die Stimmen der Gäste, noch die des Kollegen. Die Stille umgab sie wie ein dickes Tuch, und Jane hatte sich entschieden, nicht zum Haus zu gehen. Sie lenkte ihre Schritte nach rechts. Wenn dieser unheimliche Kidnapper seine Beute

verstecken wollte, dann bestimmt nicht dort, wo sich zahlreiche Menschen aufhielten. Der brauchte einen Platz, wo er mit seiner Beute allein sein konnte.

Allein, um was zu tun?

Zu töten?

Daran wollte Jane nicht denken, aber der Gedanke kam automatisch. Sie bewegte sich auf Steinen weiter, mit denen der Weg gepflastert war. Vor ihren Lippen kondensierte der Atem. Manchmal wuchsen die Büsche in ihrer Nähe so hoch, daß sie davon überragt wurde.

Nirgendwo hörte sie ein Geräusch. Auch nicht das Knacken eines Astes, der unter der extremen Kälte brach.

Ihr war schon unheimlich zumute. Sie fühlte sich belauert, beobachtet. An der linken Seite stand ein höherer Baum, der seine Krone wie ein Dach ausbreitete. Dahinter war es finster, aber zugleich schimmerte etwas in dieser Dunkelheit, das Janes Aufmerksamkeit erregte.

Es war dunkel und trotzdem hell.

Einmal neugierig geworden, verließ sie den Weg und bewegte sich auf das neue Ziel zu.

Der neue Untergrund war wellig, aber hart gefroren. Es gab keinen Weg mehr. Das hohe Gras war in seinem Wachstum vom Frost überrascht worden und erstarrt. Wie dünne Glasscherben streifte es an ihren hohen Schuhen und an den Hosenbeinen entlang.

Dann sah sie, was sie so irritiert hatte. Es war ein Stein, der aus dem Boden hervorwuchs. Sofort dachte sie an einen Grabstein, denn er hatte dieselbe Form.

Jane ging vorsichtig näher. Ihr war jetzt auch von innen kalt geworden, denn sie fragte sich, was ein Grabstein in einem Garten wie diesem zu suchen hatte.

Der nächste Schritt brachte eine Überraschung. Aus ihrem Mund drang ein leiser Schrei, als sie mit dem linken Fuß wegsackte, weil der Boden vor ihr plötzlich weicher geworden war. Sie drang nicht tief ein, der Schuh wurde nicht ganz bedeckt, aber die lockere Erde bei diesem sonst frostharten Boden machte sie schon mißtrauisch.

Jane trat einen kleinen Schritt zurück. Ein Feuerzeug oder Streichhölzer trug sie immer bei sich. Sie fand es in ihrer rechten Hosentasche. Mit zwei Fingern zog sie es hervor, ging in die Hocke und schaltete das Feuerzeug ein.

Die kleine Flamme bewegte sich zwar, wurde aber nicht ausgeblasen, da so gut wie kein Wind herrschte. Sie führte ihre rechte Hand über die lockere Erde hinweg, auf der die Flammen ihren Widerschein hinterließen, so daß Jane mehr erkennen konnte.

Ein Stein, die aufgewühlte Erde, die der Frost nicht hart gemacht hatte.

Da kamen zwei Dinge zusammen, die nur eine bestimmte Lösung ergeben konnten.

Sie hatte ein Grab gefunden. Ein Grab mit einem Grabstein. Unter ihren Füßen war jemand beerdigt worden, und sie dachte sofort an das Skelett mit dem menschlichen Kopf. War das der Platz gewesen, aus dem es gekrochen war?

Jane überkam schon der leichte Schauer. Sie rechnete damit, und sie dachte einen Schritt weiter.

Wenn alles stimmte, was sie gehört und jetzt auch gesehen hatte, dann war es durchaus möglich, daß sich durch den finsteren Garten ein Zombie, eine lebende Leiche, bewegte, die ihren Kollegen entführt hatte.

Dieser Gedanke gefiel ihr überhaupt nicht, denn sie wußte, zu was Zombies fähig waren.

Töten und…

Nein, sie wollte nicht weiterdenken, sondern drückte sich wieder hoch. Danach ging sie um das Grab herum, um sich den Stein von der Seite her anschauen zu können. Der harte Boden gefiel ihr trotz allem viel besser. Sie schaute nach, ob auf dem Stein eine Schrift zu sehen war. Wenn jemand begraben war, standen die Daten auf dem Stein, das war hier nicht der Fall. Er war glatt wie eine menschliche Haut, und an seinen Ecken hatte sich noch Eis abgesetzt.

Ein namenloser Toter lag hier oder hatte hier gelegen. Die aufgewühlte Erde zeugte davon.

Das gefiel Jane überhaupt nicht.

Sie schaute sich um, weil sie davon ausging, daß sich die Gestalt möglicherweise in ihrer Nähe befand, aber da war nichts zu sehen. Die Dunkelheit verschluckte alles. Zusätzlich boten die Bäume und Sträucher noch Deckung.

Jane atmete tief auf. Ihr war warm geworden. Als sie über die Stirn strich, spürte sie den kalten Schweiß. Dann dachte sie nach, wie es jetzt weitergehen sollte.

Feige war sie nicht. Sie würde weitermachen. Sie würde auch versuchen, ihren verschwundenen Kollegen und die unheimliche Gestalt zu finden. Das war alles kein Thema. Nur wollte sie es nicht allein machen. Dieser Zombie konnte kein Einzelfall sein, mußte es aber nicht sein, und sie fragte sich, ob Waterman und seine Gäste Bescheid wußten. Wenn diese Gestalt plötzlich zwischen ihnen auftauchte, sah es nicht eben gut aus. Dann würde es zu einer Panik kommen, vielleicht konnte es auch Verletzte oder sogar Tote geben.

Risiken, die vorhanden waren. Dafür sprach auch die Erfahrung, die Jane in den Jahren gesammelt hatte.

Sie brauchte Hilfe.

Ein knappes Lächeln huscht über ihre Lippen, als sie diesen

Gedanken weiterverfolgte.
Noch war es nicht zu spät, um jemanden anzurufen und sich mit ihm zu treffen.
Sie wußte, daß John Sinclair wieder aus Rumänien zurückgekehrt war, das hatte sie von Shao erfahren. Und auch über diese seltsame Reise der beiden Geisterjäger Suko und John.
Sicherlich wollte er sich ausruhen, aber das konnte er sich abschminken.
Jane lächelte beinahe schadenfroh, als sie ihr Handy hervorholte. Sie mochte die Dinger zwar nicht, aber trotzdem konnten sie in gewissen Fällen sehr hilfreich sein…

***

Rumänien und das Abenteuer mit dem Vampirwolf lagen tatsächlich hinter uns. Er war letztendlich durch eine gemeinsame Aktion erwischt worden. Jeder hatte sein Scherflein dazu beigetragen. Suko ebenso wie Marek und ich, wobei es eigentlich die Nacht des Pfählers geworden und er zudem noch das Vampirpendel wieder zurückerhalten hatte.
Einen Wermutstropfen gab es auch, aber das war nicht zu ändern, denn wir hatten unseren Feinden, Assunga und auch Morgana Layton einen Gefallen getan und ihnen letztendlich diese Bestie vom Hals geschafft. Denn sie gönnten dem anderen dieses Monster nicht, und so waren wir in die Bresche gesprungen.
Ich ging davon aus, daß noch bessere Zeiten kamen, doch an diesem Abend nicht mehr, an dem wir Shaos Essen nachgeholt hatten. Dazu war es nicht mehr gekommen, denn unsere Reise nach Rumänien war nicht normal erfolgt, sondern auf magische Art und Weise.
Es lag trotzdem etwas in der Luft. Das hatten Shao, Suko und ich während des Essens erlebt. Wir alle waren ziemlich nervös und konnten die Mahlzeit nicht richtig genießen. Zwar hatten wir uns unterhalten, aber keiner von uns war so richtig bei der Sache gewesen. Die innere Nervosität war zu groß.
Dann hatten wir genau über dieses Thema gesprochen, doch keiner wußte so recht, wie es dazu kommen konnte. Shao sprach vom Wetter, Suko ebenfalls, und ich schloß mich ihrer Meinung schließlich an. Eine grundlegende Änderung schlug sich zumeist auf das Gemüt der Menschen nieder. Das Essen hatte auch nicht zu lange gedauert, zudem wollte ich die beiden allein lassen und war nach nebenan in meine Wohnung gegangen, die mir überheizt vorkam.
Zwar drückte draußen die Kälte, ich hatte trotzdem das Fenster geöffnet und mich der kalten Luft preisgegeben. Sie bewegte sich kaum, war wie eine Mauer. Noch schwebte der klare Abendhimmel über mir, bedeckt von einem fast vollen Mond und einem Heer von

Sternen, aber die Veränderung würde kommen. Es war Regen und Schnee angesagt worden, was zum Glatteis führte, das letztendlich in einem Chaos endete.

Der Blick zum prächtigen Nachthimmel hatte meine Unruhe trotz allem nicht vertreiben können. Sie steckte einfach zu tief in mir, obwohl es äußerlich keinen Grund dafür gab.

Aber da war wieder dieses komische Gefühl in meinem Innern, das sich zu einem Klumpen verdichtete. Ich merkte die Nervosität immer stärker, schloß das Fenster, da es mir mittlerweile auch zu kalt wurde, und ging zu einem Sessel.

Um sich schlafen zu legen, dazu war es noch zu früh. Ich hätte auch nicht die Ruhe gefunden, und so überlegte ich, ob ich noch ein Bier trinken sollte. Einen Absacker. Mal richtig am Tresen sitzen, mit fremden Leuten über Probleme reden, ohne sie zu lösen, das Bierchen trinken. Ein schönes Pils und kein Ale, das lockte mich schon. Der nächste Tag würde mich nicht im Büro sehen, denn da hatten wir Samstag, und im Moment lag nichts an.

Ja, das war gut.

Sehr gut sogar!

Ich lächelte vor mich hin, ließ das Buch Buch sein, in dem ich hatte weiterlesen wollen, und auch die Glotze blieb aus. Ich dimmte das Licht herunter und ging in den Flur, um die Jacke vom Haken zu holen.

Es waren alles völlig normale Bewegungen und Taten. Nichts Ungewöhnliches war dabei, trotzdem wollte die Nervosität nicht weichen. Als ich schon auf dem Weg zur Wohnungstür war, erwischte es mich. Da tutete das Telefon.

Ich blieb stehen. Ein Automatismus, der wie eingehämmert wirkte. Keinen Schritt mehr weiter, aber auch keinen zurück, denn ich dachte darüber nach, ob ich den Quälgeist vielleicht klingeln lassen wollte.

Wer rief um diese Zeit noch an?

Ein Spaßvogel sicherlich nicht. Bestimmt jemand, der etwas von mir wollte, und als ich daran dachte, siegte letztendlich das Pflichtgefühl in mir.

Ich ging zurück in den Wohnraum und hob nach dem fünften Tuten den Hörer ab.

Zu melden brauchte ich mich nicht, denn die flüsternde Frauenstimme war schneller. »Endlich, John, endlich habe ich dich erwischt! Ich dachte schon, daß du ausgeflogen wärst.«

»Das wäre ich auch beinahe. Die Jacke habe ich schon übergezogen.«

»Dann laß sie auch an.«

»Aha«, sagte ich nur und wußte, daß Jane Collins Probleme bekommen hatte. Grundlos rief sie um diese Zeit nicht an, auch ihre Stimme klang anders. Geschäftsmäßig kühl, sachlich, aber dennoch

leicht zitternd, als hätte sie Mühe damit, gewisse Dinge zu unterdrücken.
»Du mußt sofort kommen, John!«
»Wohin?«
»Nicht in meine Wohnung. Ich stehe hier auf einem Grundstück, das einem gewissen Douglas Waterman gehört.«
Waterman… Ich dachte über diesen Namen nach. Gehört hatte ich ihn schon, konnte aber damit nichts anfangen, außerdem störte mich Janes Stimme beim Nachdenken, die mir erklärte, was ihr in der letzten Stunde widerfahren war.
Und das hörte sich nicht gut an. Zwar hatte sie den Zombie, von dem sie sprach, selbst nicht gesehen, sie war allerdings fest davon überzeugt, daß er existierte und sich auch außerhalb des Grundstücks bewegte, wie ihr Kollege herausgefunden hatte.
»Gut, Jane, ich komme.«
»Wunderbar, dann beschreibe ich dir den Weg. Du mußt allerdings in den Süden, Richtung Wimbledon.«
»Die Straßen sind frei.«
Jane kannte sich aus, ich ebenfalls, und ich brauchte mir keine Notizen zu machen. Ich mußte in den südlichen Teil von Wandsworth fahren, was eigentlich schon zu Wimbledon gehörte, wo sich der all England Tennis Ground befand.
»Und wo wartest du?« fragte ich.
»Auf dem Grundstück. Ich möchte die Mauer nicht noch einmal überklettern. Du wirst die Stelle rasch finden, denn fast genau gegenüber parken zwei Autos. Mein Golf und der Nissan meines Kollegen.«
»Die werde ich finden.«
»Dann bis gleich.«
»Moment noch, Jane«, sagte ich. »Sollte tatsächlich ein Zombie durch die Gegend geistern, halte, um Himmels willen, die Augen auf.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
»Und geh keine Experimente ein.«
»Nein.«
Damit war unsere Unterhaltung beendet, und ich konnte nicht gerade behaupten, daß ich mich überglücklich fühlte. Mit einer derartigen Wendung des Abends hatte ich nicht gerechnet. Klar, ich wollte noch mal raus, aber in die Kneipe und keinen Zombie jagen. Immer vorausgesetzt, daß es tatsächlich einer war. Allerdings gab es kaum einen Grund, Janes Bericht zu mißtrauen.
Ich verließ die Wohnung mit einem nicht eben guten Gefühl und war natürlich gespannt, was die folgenden Stunden noch bringen würden. Sicherlich keinen Spaß…

***

Als Jane ihr Handy wieder wegsteckte, war sie einigermaßen zufrieden, denn sie hatte John Sinclair zu Hause erwischt. Es hätte auch anders kommen können, so aber war er unterwegs, und er würde sicherlich schnell bei ihr sein, denn zu dieser Zeit waren selbst die Straßen in London ziemlich leer.

Das hatte geklappt. In der anderen, der eigentlichen Sache war Jane noch nicht weitergekommen.

Nach wie vor stand sie in der Nähe des ungewöhnlichen und aufgewühlten Grabes, dachte nach und überlegte, wohin sich der Zombie mit seiner Beute gewandt haben konnte.

Nein, in die Erde hatte er ihren Kollegen sicherlich nicht gestopft, aber auf diesem sehr großen und dicht bewachsenen Grundstück gab es auch andere Verstecke.

Sie konnte sich nicht genau ausrechnen, wann John hier erscheinen würde, aber sie besaß doch eine gewisse Zeit, die sie einfach ausnutzen mußte.

Das Verschwinden ihres Kollegen gefiel ihr gar nicht. Er mußte irgendwo stecken, und deshalb schaute sie sich in der Umgebung um. Sie nahm nicht die normalen Wege, sondern sah zu, daß sie sich tiefer in das Gelände hineindrückte, auch wenn sie von irgendwelchen Gewächsen dabei gestört wurde.

Das Haus ließ sie links liegen. Wie sie die Mauer erreichen konnte, war ihr klar. Erst einmal suchte sie nach Spuren oder versuchte, durch ihr Gehör etwas herauszubekommen.

Es war doch nicht so still, wie sie angenommen hatte. Irgendwo hörte sie immer bestimmte Geräusche. Mal war es ein leises Knacken, dann ein Rascheln, als huschten Mäuse über den gefrorenen Boden, und letztendlich hörte sie auch das Säuseln des Windes.

Alles normal…

Nächtliche Laute, die sich in der Dunkelheit versteckten. Kein Grund zur Panik.

Jane blieb trotzdem nervös und immer bereit, etwas zu unternehmen. Sie hatte ihre Jacke ziemlich weit aufgeknöpft, um, wenn es nötig wurde, so schnell wie möglich an ihre Waffe zu gelangen.

Noch konnte sie die Beretta stecken lassen. Sie trug die gleiche Pistole wie John und Suko, ebenfalls mit Silberkugeln geladen. Die kleinere Astra steckte zumeist in der Handtasche, sie war nicht so schwer wie das italienische Modell, aber die Handtasche trug Jane nicht bei sich.

Die Detektivin erreichte einen Teil des Gartens, der bei Tageslicht bestimmt sehr gepflegt und ungewöhnlich aussah, in der Nacht aber wirkte er ziemlich steif.

Als sie ein kleines, mit Pflanzen bewachsenes Rondell umrundet hatte, änderte sich das Bild.

Jetzt verfing sich das Mondlicht nicht nur auf dem normalen Boden. Eine kreisrunde Fläche glitzerte im Silberlicht.

Das waren die kleinen Teiche, die es ebenfalls in diesem Garten gab. Nur hatten sie eine Eisschicht bekommen und…

Etwas knackte!

Jane selbst erstarrte zur Salzsäule. Dieses Geräusch paßte nicht zu den anderen, die sie gehört hatte.

Es war einfach anders und hatte sich angehört, als wäre etwas zerbrochen.

Aber was?

Ein Ast, ein Zweig?

Oder…!

Sie hielt den Atem an, da ihr ein bestimmter Verdacht gekommen war. Noch einmal dachte sie über das Geräusch nach, und diesmal glaubte sie, den Grund herausgefunden zu haben.

Es war kein Glas zerbrochen, sondern etwas, das so ähnlich wie Glas aussah.

Eis?!

Jane blieb auf der Stelle stehen. Sie wirkte selbst wie eingefroren. Den Kopf hatte sie nach rechts gedreht, denn von dort hatte sie den Laut gehört.

Was befand sich da?

Ein kleiner Teich. Vielleicht sogar mehrere dieser zugefrorenen Gewässer. War dort vielleicht jemand über das Eis gegangen, das zu dünn gewesen war, um das Gewicht auszuhalten?

Es war alles möglich, und Jane schrak wieder zusammen, als sich das Geräusch wiederholte.

Diesmal lauter und härter. Ein regelrechtes Klirren. Kein Glas, dafür Eis.

Jane Collins blieb nicht mehr stehen. Die Neugierde hatte in diesem Fall die Furcht besiegt.

Jane wollte unter allen Umständen herausfinden, wer sich da an einem Teich zu schaffen machte, und sie dachte natürlich an das Skelett mit dem menschlichen Kopf, diesen schrecklichen Gruftie, der durch den parkähnlichen Garten strich.

Jane zog die Beretta, als sie nach rechts ging, wo ihr die Finsternis so dicht vorkam. Sie sah die kahlen Kronen der Bäume, über und hinter denen sich das Mondlicht versteckte, und sie schrak zusammen, als sie das Knirschen abermals hörte.

Jetzt war sie hundertprozentig sicher. Jemand war dabei, das Eis auf einem Gewässer zu brechen.

Womit? Besaß er Werkzeug? Eine Hacke, einen Speer oder ähnliches. Das Geräusch veränderte sich. Das Knirschen blieb zwar, aber sie hörte auch das Klatschen, als hätte jemand einen Stein in den Tümpel

geworfen.

Dem Unbekannten war es gelungen, die Eisschicht zu zerstören. Noch hatte Jane ihn nicht gesehen.

Es wurde Zeit für sie, aber sie durfte nichts überstürzen.

Wie eine Turnerin, die auf einem schmalen Balken einherschritt, bewegte sich die Detektivin in eine bestimmte Richtung weiter. Die Geräusche waren für einen Moment verstummt. Danach hörte sie andere. Schleifende Geräusche, als ob jemand ein Bein nachzog.

Jane war überrascht, als sie plötzlich vor einer kleinen Treppe stand. Das Gelände dahinter war tiefer gelegt worden. Es bildete eine Mulde, und sie wurde zum größten Teil von Wasser ausgefüllt.

Am Rand des Teichs standen noch ein paar Bänke, die ebenfalls von einer Eisschicht bedeckt waren.

Dafür hatte Jane keinen Blick. Auch nicht an erster Stelle für den Teich.

Sie sah nur die Gestalt vor sich, und sie wußte plötzlich, das Casey Quenton weder gelogen, noch sich geirrt hatte.

Es gab ihn tatsächlich, dieses Skelett mit dem menschlichen Kopf, und es war dabei, etwas Schreckliches zu tun…

***

Der Gruftie hatte es tatsächlich geschafft, eine Lücke in das Eis zu schlagen. Wie groß das Loch war, erkannte Jane nicht, denn die Gestalt nahm ihr einen Großteil der Sicht.

Aber sie sah das Gerippe. Die dunklen Knochen, die Beine, die Hüften, die vom Fleisch befreiten Arme und Hände, die Halswirbel, auf denen der Kopf wie ein Fremdkörper wirkte.

Ein Männerkopf. Er mußte einer älteren Person gehören, denn seine Haare waren bereits weiß geworden. Das Gesicht sah Jane nicht, dafür die Ohren, die zwar groß, aber völlig normal waren.

Der Gruftie hatte noch nicht bemerkt, daß er beobachtet wurde. Er beschäftigte sich mit der Person, die er neben sich gelegt hatte. Dabei mußte er sich nach rechts drehen, sich dann bücken und seine Knochenarme ausstrecken.

Jane kriegte einen Kloß in den Hals, als sie sah, daß ihr Kollege in die Höhe gezerrt wurde.

Plötzlich konnte sie sich nicht mehr vorstellen, daß dieser Mann noch lebte, denn so wie er in die Höhe gerissen wurde und wie schlaff seine Glieder waren, das erinnerte sie an einen Toten. Er war wie eine Puppe in den Knochenhänden des Unheimlichen, der seine Beute schwungvoll umdrehte, so daß der Kopf nach unten zeigte.

Jane maß die Distanz zwischen ihr und dem Gruftie.

Vielleicht zehn Schritte, mehr nicht. Es zuckte ihr im Finger, ihm eine Kugel in den Schädel zu schießen, auf der anderen Seite aber

wollte sie mehr wissen. Es konnte durchaus möglich sein, daß diese Gestalt in der Lage war, sich auszudrücken, zu sprechen oder sich, wie auch immer, verständlich machen.

Nur mußte sie schnell sein.

Der andere aber war schneller.

Bevor Jane sich versah, hatte er ihren Kollegen gedreht, so daß dessen Kopf jetzt nach unten wies.

Die Klauen hielten ihn an den Fußgelenken fest. Die Arme baumelten nach unten. Leblose Finger streiften über den Boden, dann über Eis, und plötzlich wußte Jane, daß sie zu spät gekommen war.

Noch während sie lief, hörte sie das Klatschen des Wassers. Da aber hatte der Zombie sein Opfer bereits kopfüber in die eisige Flut des Teichs getaucht.

Er ließ die Beine los, und Jane Collins schaute zu, wie ihr Kollege tiefer sackte.

Plötzlich rannte sie und wurde gehört. Der Zombie drehte sich um, wobei Jane bereits ausgeholt hatte und mit der linken Hand zuschlug. Sie erwischte den Kopf der Gestalt, fegte sie aus ihrer Reichweite, bekam noch mit, wie der Gruftie einige Schritte von ihr entfernt zusammenbrach, und sah das schreckliche Bild direkt vor ihren Augen.

Casey Quenton steckte tief, sehr tief im Wasser. Bis über die Hüften, aber die Beine ragten noch hervor, denn das Loch war klein genug, um sich an den Seiten festhalten zu können.

Um den Zombie kümmerte sich die Detektivin nicht. Für sie zählte einzig und allein Casey Quenton, der kopfüber im eisigen Wasser steckte. Sollte er nicht tot sein, wurde es allerhöchste Zeit, ihn aus dieser Lage zu befreien.

Jane packte zu. Sie keuchte, als sie ihn herauszuzerren versuchte. Ihr Kollege steckte kopfüber im tiefen Schlamm, der ziemlich zäh, aber nicht gefroren war.

Jane mußte schon sehr viel Kraft aufwenden, um Quenton hochzuzerren. Sie schaffte es auch und dachte dabei an den Zombie, aber sie schaute sich nicht um, weil Casey wichtiger war.

Jane ging zurück, hielt den Kollegen fest. Sie keuchte dabei. Das eisige Wasser hatte sich in seiner Kleidung festgesetzt und sie schwer gemacht. Es rann auch aus ihr hervor und blieb zunächst noch als Lache liegen.

Jane hatte den Mann auf den Rücken gelegt. Sie kniete sich hin, schaute in sein Gesicht, wobei sie sah, daß er Kopf in einer so schiefen Lage hing.

Sofort wußte sie Bescheid.

Ihrem Kollegen Casey Quenton war das Genick gebrochen worden!

***

Obwohl Jane Collins in ihrem Leben viel durchgemacht hatte, gehörte sie nicht zu den abgebrühten Menschen, denen so etwas nichts ausgemacht hätte. Es war furchtbar für sie, auch wenn sie mit Quentons Tod gerechnet hatte. Doch auf eine derartige Art und Weise zu sterben, das hatte niemand verdient.

Neben der Leiche blieb sie hocken. Plötzlich dachte sie auch wieder an die untote Gestalt. Nur sie konnte der Mörder ihres Kollegen sein, und nach ihr hielt Jane Ausschau.

Sie war nicht zu sehen.

Versteckt, geflohen, um abzuwarten und zu beobachten. Dafür sah Jane nicht weit entfernt von ihrem Platz eine Spitzhacke auf dem Boden liegen. Damit mußte die Gestalt das Eis aufgehackt haben, - aber sie war verschwunden. Abgetaucht in das Dunkel des Gartens, der groß genug war, um sich dort tagelang verbergen zu können.

Daran wollte Jane nicht glauben. Sie kannte sich aus. Sie wußte genau, daß diese Monstren darauf aus waren, Menschen zu töten, die ihnen im Weg standen.

Mit gezogener Waffe drehte sie sich auf der Stelle und ärgerte sich dabei über die Dunkelheit, die den Garten als einen dichten Schleier bedeckte.

Es war weder etwas zu hören noch zu sehen. Im Moment jedenfalls nicht, aber das konnte sich ändern.

Mit einem letzten Blick nahm Jane Collins von ihrem Kollegen Abschied, dann setzte sie sich in Bewegung. Sie ging sehr langsam, die Beretta festhaltend. Dabei wies die Mündung zum Himmel.

Diese Waffenhaltung war für Jane am besten. Sie konnte die Arme blitzschnell senken und ein Ziel anvisieren, wenn es sich zeigte.

Noch sah sie nichts. Nur ihren eigenen flachen Atem hörte sie und die schleifenden Schritte. Die Kälte machte ihr nichts mehr aus. Immer wieder durchzogen Adrenalinstöße ihren Körper, die auch eine entsprechende Hitze mitbrachten. Jane hatte sogar den Eindruck, innerlich zu glühen.

Der Zombie zeigte sich nicht. Kein Angriff. Sie blieb allein, aber sie war nicht allein, davon ging sie aus. Hinter jedem Busch, hinter jedem Baum oder hinter jedem Strauch konnte er lauern, und blitzschnell hervorkommen, wenn Jane sich in seiner Nähe befand.

Vor der kleinen Treppe blieb sie stehen.

Stille umgab sie.

Nein, nicht ganz.

Vom Haus her hörte sie die Klänge der Tanzmusik. Ihr Mund verzog sich, als sie daran dachte, in welch einer Welt sie lebte. Nicht weit von dieser Insel der Feiernden entfernt war ein Mensch auf grausame Weise umgekommen, und die Gäste im Haus hatten nichts anderes zu tun, als sich ihrem Vergnügen hinzugeben.

Aber sie wußten ja nichts, bis auf einen.
Douglas Waterman, ihr Auftraggeber. Er hatte geahnt, daß etwas passieren würde, er hatte mit ihr von einer unheimlichen und unglaublichen Bedrohung gesprochen und sie als Wächterin engagiert.
Trotzdem kam Jane mit diesem Job nicht zurecht. Sie war davon überzeugt, daß Waterman mehr wußte und ihr möglicherweise sogar eine Falle gestellt hatte.
Mit diesem Gedanken ging sie die wenigen Steinstufen der Treppe hoch und betrat wieder den »normalen« Teil des Gartens.
Der Zombie lauerte nicht. Niemand griff sie an.
Sie konnte sich normal und frei bewegen, aber sie ging sehr langsam, immer darauf gefaßt, attakkiert zu werden.
Die Musik war verklungen. Wieder umgab sie die normale Stille, und an einer gewissen Stelle blieb sie stehen, als hätte ihr jemand einen Befehl gegeben.
Es war genau der Ort, der nicht weit entfernt vom Grab des Zombies lag.
Jane drehte sich nach rechts. Sie hatte die Ohren gespitzt und wartete auf das leiseste Geräusch.
War da was?
Vielleicht…
Jane mußte warten. Kein Geräusch, aber trotzdem hatte sie etwas gehört. Und zwar dort, wo sich das Grab des Zombies befand. Ein verrückter Gedanke schoß ihr durch den Kopf. War dieser Zombie tatsächlich dabei, wieder in sein Grab zurückzukehren, wie ein Mensch sein Bett aufsuchte, wenn er müde war?
Dieser Gedanke ließ sie schaudern, aber er machte sie auch neugierig. Und so ging Jane abermals auf die unheimliche Stätte zu. Sie merkte schon, daß ihre Knie zitterten. Die Beretta hielt sie wie im Krampf fest, sie war bereit, die Kugeln in den Schädel zu feuern, aber sie sah kein Ziel, nur den flachen, aus dem Boden ragenden Stein und davor die aufgewühlte Erde.
Jane blieb am Rand stehen. Sie schaute über das Grab hinweg. Sie sah die dichten Gewächse, die wenigen Lücken dazwischen, aber keine war groß genug, um den Zombie zu fassen.
Steckte er in der Erde?
Sie schauderte schon davor, das Grab zu betreten, aber manchmal gab es keine andere Möglichkeit.
Jane drückte ihren rechten Fuß vor. Die Sohle glitt über den harten Untergrund hinweg und stand sehr bald auf der weicheren Erde.
Sie probierte es mit einem Druck. Sie schaute nach unten. Sah die Erde anders aus als noch vor wenigen Minuten bei ihrer ersten Entdeckung?
Nein oder ja? Es war einfach zu dunkel, um dies genau sehen zu

können. Außerdem hatte dieser Zombie sicherlich nicht in einer so kurzen Zeit in die Erde klettern können.

Er mußte sein Versteck woanders gefunden haben. Jane Collins drehte sich wieder weg, bewegte dabei auch ihre Beine, aber diesmal beging sie einen Fehler.

Sie hätte weiterhin auf das Grab schauen müssen. Die Umgebung war harmlos.

Wer konnte das wissen? Wer konnte schon durch die Oberfläche in ein Grab schauen?

Sie nickte.

Aber die bleiche Knochenklaue wußte genau, was sie tat. Sie hatte sich aus der Tiefe an die Oberfläche geschoben. Nahezu lautlos.

Aber sie griff blitzschnell zu und umklammerte Janes rechten Fußknöchel.

Die Detektivin kam nicht dazu, einen Schrei auszustoßen, denn der plötzliche Ruck riß sie von den Beinen…

***

Sheila Conolly war noch immer nicht zufrieden, selbst dann nicht, als sie und ihr Mann Bill den Salon betreten hatten, wo an der rechten Seite eine Garderobe eingerichtet worden war, an der sie ihre Mäntel abgeben konnten.

Bill half seiner Frau aus dem dunklen Kaschmirmantel. Darunter trug die blonde Sheila ein schwarzes, schlichtes, aber trotzdem elegantes Kleid, dessen normaler Stoff im oberen Drittel von durchsichtigem Tüll abgelöst wurde, der wie ein Hauch über den Schultern der Frau lag und so weit nach unten gezogen war, daß die Ansätze ihrer Brüste hervorschauten.

Um den Hals trug Sheila eine dreireihige Perlenkette, die sehr wertvoll aussah, es aber nicht war, denn sie bestand aus Kunstperlen. Diese wiederholten sich in ihrem Haar, das einen modernen Kurzschnitt zeigte.

Bill Conolly hatte sich in den dunkelgrauen Zweireiher geschmissen, sich für ein blaues Hemd entschieden und eine bunte Krawatte. Das Einstecktuch paßte in der Farbe zum Hemd. Wohl fühlte er sich in diesem Anzug nicht, aber bei Festen dieser Art mußten die Konventionen eben eingehalten werden.

Sheila hatte sich vor einem in der Nähe stehenden Standspiegel gestellt und war dabei, ihr Haar zu ordnen. Als Bill neben sie trat, verzog sie den Mund.

»Was hast du denn?«

»Nichts, im Prinzip, aber mir paßt die Einladung einfach nicht.«

»Denkst du mir? Deshalb sind wir ja auch später gekommen. Aber Douglas Waterman ist ein Typ mit Einfluß, einer, dessen Wort in den

Medien Gewicht hat, und er will sich seinen eigenen TV-Sender aufbauen, für dessen Programm du dann bezahlen mußt.«

Sheila verdrehte die Augen. »Noch einer mehr in der Glotze.«

»Du brauchst ihn ja nicht anzustellen!« zischelte Bill.

»Weiß ich selbst. Dann sag mir nur, was wir oder was du mit diesem Knaben zu tun hast.«

»Noch nichts direkt.«

»Aha.«

»Nichts aha. Das soll ja kein Porno-Sender werden. Er will ein Kulturprogramm bringen. Er ist auf meine Berichte gestoßen, die ich in verschiedenen Magazinen veröffentlicht habe, und möglicherweise will er mir diese in bewegte Bilder umsetzten. So einfach ist das.«

»Dann mußt du wieder reisen?«

»Nicht nur. Aber du kannst mitfahren, wenn du willst und dir das Land oder die Stadt gefällt.«

»Mal sehen.« Sheila drehte sich vom Spiegel weg, um den großen Salon zu betreten, der hell erleuchtet war. Aus der offenstehenden Doppeltür drangen die Stimmen der Gäste, untermalt von weicher Tanzmusik. Das kleine Fest war in vollem Gange, man amüsierte sich bereits, aber jetzt wollte Bill wissen, was Sheila störte, deshalb hielt er seine Frau an der Schulter zurück.

»Sag mal, was hast du gegen diesen Waterman?«

Sie lächelte scharf. *»Diesen* ist genau richtig.« Sie tippte Bill gegen die Brust. »Ich habe einiges über ihn erfahren. Ich habe über ihn gelesen, und es hat mir nicht gefallen. Der Kerl ist ein Hai, ein richtiger Hai, der die anderen Fische in seiner Umgebung schluckt, weil er einfach unersättlich ist.«

Bill hob die Schultern. »Da magst du wohl recht haben. Ich würde ihn eher als Geschäftsmann bezeichnen.«

Sheila verzog den Mund. »Der Bäcker an der Ecke ist nicht so.«

»Da gebe ich dir recht. Aber er hat auch nicht die Konkurrenten wie Waterman.« Er hob die Schultern. »Was willst du machen? Die Medienbranche ist eben kein Planschbecken, sondern ein Haifischbad, wo jeder jeden frißt.«

»Und da willst du mitmachen, Bill?«

»Ich habe weder zugestimmt, noch etwas unterschrieben, das darfst du nicht vergessen. Wir hören uns gewisse Dinge erst einmal an und sehen dann weiter.«

»Auf dieser Fete hier?«

»Hier kann man nur Kontakte knüpfen.«

Sheila winkte ab. »Einige dieser Kontaktpersonen habe ich schon gesehen. Ich kenne sie vom Bildschirm her. Mal schauen, was dabei herauskommt.«

»Eben.«

Beide gingen auf die breite, weit offenstehende Salontür zu und hatten die Schwelle kaum übertreten, als zwei junge Mädchen von verschiedenen Seiten an sie herantraten und ihnen die Tabletts entgegenhielten. Darauf standen die mit Champagner gefüllten Gläser.

»Danke!« Bill nahm gleich zwei. Ein Glas reichte er seiner Frau. Er prostete und zwinkerte ihr zugleich zu, und sie tranken den ersten Schluck, wobei Bill froh war, als er Sheilas Lächeln sah. Sie schien sich wieder gefangen zu haben.

Es war ein sehr großer Raum, ein doppelter Tanzsaal, dessen Möbel entweder ausgeräumt waren oder an den Wänden standen, wo sie als Tische dienten, die das kalte Büfett aufnehmen konnten.

Die Musik drang aus Lautsprechern, die oben in den Ecken des großen Salons an der Decke installiert worden waren. Auf die Musik hörte niemand. Die Gäste standen in Gruppen zusammen, tranken, redeten oder aßen. Das konnte man auch in einem Nebenraum, wo mehrere runde Tische standen mit der entsprechenden Anzahl von Stühlen.

Bill suchte den Gastgeber. Es war so üblich und gehörte sich auch, daß man sich als Gast vorstellte.

Douglas Waterman stand nahe einer Säule und unterhielt sich mit zwei Frauen, die Bill vom Ansehen her kannte, aber ihre Namen nicht wußte. Dafür schaute Waterman kurz zu den Conollys herüber, erkannte, wer da gekommen war und entschuldigte sich bei den beiden Ladies.

»Das ist eine Überraschung«, sagte der nicht eben hochgewachsene Mann, der ein weinrotes Jackett trug, dazu eine schwarze Hose und eine ebenfalls schwarze Fliege zum weißen Hemd. »Mr. Conolly, Sie sind also doch gekommen.«

»Ja, etwas spät…«

Waterman ließ ihn nicht ausreden. »Und dazu in einer so entzückenden Begleitung.«

»Das ist meine Frau Sheila.«

»Himmel, ich dachte schon, es wäre Ihre Tochter.«

Ich kriege eine Krise, dachte Sheila. Das darf doch nicht wahr sein. Wer kann sich denn nur einen derartigen Schwachsinn ausdenken? Das ist nicht zum Aushalten? Als Waterman sie zudem noch durch einen Handkuß begrüßte, hätte sie ihm am liebsten in das feiste Gesicht geschlagen, dessen Haut bereits eine alkoholbedingte Röte angenommen hatte. Bei ihm war wirklich alles feist, was möglicherweise auch deshalb so wirkte, weil er den größten Teil seiner Haare verloren hatte. Der Rest war von der Stirn weg nach hinten gekämmt worden und lag dort wie ein graues Band. Ein schmaler Mund, eine gekrümmte, aber fleischige Nase und ziemlich dicke Wangen vervollständigten den Eindruck des Gesichts, zu dem

auch zwei Augen gehörten, die immer so schauten, als wollte Waterman den Menschen, mit dem er gerade sprach, reinlegen.

Jedenfalls traute ihm Sheila nicht. Sie hörte kaum zu, was die beiden Männer miteinander sprachen, denn es ging um ein zukünftiges Geschäft. Sheila schaute sich statt dessen um.

Einige Gäste kannte sie. Es waren auch Kollegen ihres Mannes eingeladen worden. Dazu Starlets, Bildschirmgrößen, zwei Moderatoren von Talk-Shows und eine ältere, aber aufgedonnerte Lady, die eine Sex-Beratungs-Show moderierte.

Waterman wollte groß einsteigen und hatte die entsprechenden Gäste eingeladen. »Und dann habe ich etwas vor, was noch keiner geschafft hat«, erklärte er Bill. »Ich wollte, wenn das Programm steht, eine Grusel-Ecke einrichten.«

»Sagen Sie nur?«

»Ja.«

»Wie haben Sie sich das vorgestellt?«

»Unter anderem mit Ihrer Hilfe.«

Bill trank einen Schluck Champagner und zeigte ein interessiertes Gesicht.

Der Produzent trat dich an ihn heran. Er mußte hochschauen, um wegen seiner Flüsterstimme gehört zu werden. »Sie sind doch ein sehr seriöser Typ, Mr. Conolly. Wenn ich Sie auf dem Bildschirm sehe, kommen Sie mir direkt glaubwürdig vor.«

»Na ja, ich weiß nicht…«

»Doch, doch, das sage ich Ihnen als Fachmann. Es könnte sein, daß Sie dann Ihre eigene TV-Sendung bekommen. Sie berichten von den Fällen, die Sie erlebt haben. Sie sind doch so etwas wie ein Abenteuer-Journalist. Sie haben sich an Flecken der Erde herumgetrieben, wo etwas los ist. Sie sind doch bestimmten Strömungen auf den Grund gegangen, und ihre Berichte sind mehr als ungewöhnlich. Damit locken Sie die Zuschauer.« Er schlug Bill leicht gegen die Schulter. »Na, ist das ein Vorschlag?«

»Ich werde darüber nachdenken, Mr. Waterman.«

»Hören Sie auf, ist nicht nötig. Das ziehen wir durch.« Er zwinkerte den beiden zu. »Bis später dann. Ach so, ja«, sagte er noch beim Weggehen. »Dieser Abend wird noch spannend, das kann ich Ihnen versprechen. Eine tolle Einführung für mein Programm.«

»Und wie sollen wir das verstehen?« fragte Sheila.

Waterman zwinkerte ihr zu. »Überraschung, meine Liebe. Das müssen Sie mir schon gestatten, aber jetzt stürzen Sie sich in den Trubel. Ich werde meine erste Rede um Mitternacht halten. Es wird bestimmt eine tolle Eröffnung.«

Waterman ging, und Sheila atmete stöhnend auf. »Endlich ist er weg. Das kann man sich nicht mit anhören.« Sie wandte sich direkt an Bill.

»Sei bei diesem Kerl nur vorsichtig, sonst seift der dich ein, daß dir Hören und Sehen vergeht.«

Bill lachte. »Den magst du nicht, wie?«

»Nein, den habe ich gefressen. Der Knabe ist für mich das berühmte rote Tuch.«

»Hat er dir denn auch den Appetit verdorben?«

»Das gerade nicht.«

»Dann laß uns was essen gehen. Das kalte Büfett sieht wirklich nicht schlecht aus.«

»Stimmt. Nur darf ich dabei nicht an den Gastgeber denken.« Sheila behielt ihre Bissigkeit.

»Alles halb so schlimm«, sagte Bill. »Man muß versuchen, eben auch mit den unangenehmen Typen zurechtzukommen.«

»Du, aber nicht ich.«

Bill ließ das Thema, denn seine Frau war heute nicht vom Gegenteil zu überzeugen. Hinzu kam noch, daß sie keine Lust gehabt hatte, das Haus zu verlassen. Sie hätte diesen Freitagabend lieber mit Bill allein verbracht.

Die Conollys blieben vor dem Büfett stehen, das sich wirklich nicht zu verstecken brauchte. Da hatte Douglas Waterman so einiges auffahren lassen, denn was sich da auf den Tellern und Platten ausbreitete, war das Feinste vom Feinen.

Man konnte warm als auch kalt essen. Lachs, Hummer, Austern auf Eis, Salate, Fleisch, Käse, kleine, mit Fleisch gefüllte Pfannkuchen, Pilze, Auberginen, Artischocken. Alles, was das Herz und der Magen begehrten, war dort ausgebreitet, und so hatten die Gäste die Qual der Wahl. Während sich Bill an den kalten Köstlichkeiten labte, ließ sich seine Frau von einem Menschen mit weißer Kochmütze eine Scheibe vom Filet Wellington abschneiden, nahm noch ein paar mit Speck umwickelte Bohnen dazu und einen Löffel Worchester-Soße, die zu dem Fleisch hervorragend schmeckte.

Bill hatte auf sie gewartet. Mit einem Blick auf seinen gefüllten Teller fragte Sheila: »Bist du ausgehungert?«

»So ähnlich.«

»Dann laß uns Plätze suchen.«

Die fanden sie im Nebenraum, denn nicht alle Stühle an den runden Tischen waren besetzt. Es war ein ganz in Weiß gehaltener kleiner Saal mit einer ebenfalls weißen Stuckdecke. Etwas zu barockig, wie Sheila fand. Und auch irgendwo neureich. Sie jedenfalls fühlte sich nicht wohl.

Mit ihnen am Tisch saß ein älteres Ehepaar, das schon gegessen hatte. Er rauchte eine Zigarre, die Frau eine filterlose Zigarette, die allerdings in einer langen Spitze steckte. Die beiden sahen aus, als wären sie aus den zwanziger Jahren übriggeblieben, besonders die

Frau mit ihrem schwarzen Bubikopf, dem schimmernden Charlestonkleid, das viel zu kurz für sie war, aber bei Sheila für einen Heiterkeitserfolg sorgte, im Gegensatz zu dem bleichen Gesicht. Die Erscheinung erinnerte Sheila an eine weibliche Mumie aus dem alten Ägypten, die man vergessen hatte, in ein Grab zu legen.

Nur die schmalen Lippen waren in einem häßlichen Dunkelrot geschminkt. Immer wenn das schmale Ende der Zigarettenspitze darin verschwand, sah es so aus, als würde sich eine Wunde öffnen.

Sheila wären die beiden eigentlich egal gewesen, aber diese Frau glotzte sie beim Essen an, daß es schon eine Zumutung war. Ihr Mann starrte auf die jungen Starlets. Immer wenn er ein Girl gesehen hatte, das ihm besonders gut gefiel, saugte er heftig an seiner Zigarre.

»Dir scheint es zu schmecken«, meinte Sheila. Ihre Stimme klang bissig.

»Ja.« Bill unterstrich die Antwort mit einem Nicken. »Schmeckt es dir denn nicht?«

»Es geht.«

»Das liegt an der Einstellung.«

Die »Mumie« meldete sich zu Wort. »Die Austern«, sagte sie mit einer Krächzstimme, die auch zu einem Vogel gepaßt hätte, »sind übrigens ausgezeichnet. Sie sollten sie kosten.«

Bill lächelte sie an. »Danke, Lady, aber ich mag sie nicht.«

»Sie steht wohl mehr auf - ähm…«

»Klar!« mischte sich Sheila ein. »Wir sind die absoluten Fast-Food-Fans. Hamburger, Cheeseburger und so.«

»Ach ja. Wie nett.« Die Tante lächelte säuerlich, aber ihr Gatte drehte sich um.

»Da ist alles frisch, beim Fast food, meine ich.« Seine Augen blitzten. »Ich liebe Frischfleisch.« Er schaute dabei Sheila so direkt an, daß diese am liebsten ihren Teller in das Gesicht des Mannes geleert hätte. Sie tat es nicht und sagte nur: »In Ihrem Alter und wenn ich ein Mann wäre, würde ich auch dafür schwärmen.«

Jetzt griff die »Mumie« ein. Unter der blassen Schminke zuckte ihre Haut. »Was hat die Frau damit gemeint, Hubert?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen, Cynthia. Wir sollten am besten gehen und die Herrschaften nicht stören. Sie scheinen sich hier auf dem Fest verlaufen zu haben.«

Bill nickte ihr zu. »Sie haben recht. Wir sind durch ein offenes Fenster geklettert.«

Das war zuviel für Cynthia und Hubert. Sie standen auf und gingen grußlos davon.

»Endlich«, stöhnte Sheila. »Wenn ich mir diesen Waterman anschaue und noch sehen muß, mit welchen Typen der sich umgibt, wird mir ganz anders, ehrlich.«

»Halte durch.«
»Aber nur dir zuliebe.«
»Danke, verstanden.« Bill wickelte ein Stück Lachs um seine Gabel und schob sich den geräucherten Fisch dann in den Mund. »Er ist gut«, sagte er kauend. »Man kann ja von Waterman halten, was man will, aber er hat sich nicht lumpen lassen.«
»Das Fest kann er auch von der Steuer absetzen!« zischte Sheila und tupfte ein Stück Fleisch in die rote Soße. Sie schob es in den Mund, dazu noch ein Salatblatt und spülte mit einem Schluck Rotwein nach, den sie einem Mädchen vom Tablett nahm.
Bill holte sich ein Glas Weißwein, setzte sich wieder auf seinen Platz, und Sheila wunderte sich, daß er schon satt war. »Willst du dir nichts mehr holen?«
»Nein.«
»Gut, dann darf ich dir die nächste Frage stellen. Ich möchte wissen, wie wir den Rest der Zeit noch überbrücken sollen. Meinetwegen können wir verschwinden.«
»Ich muß noch mit Waterman reden.«
Sheila zog die Augenbrauen zusammen. »Bist du so scharf darauf, als TV-Moderator auf der Glotze zu erscheinen?«
»Nein.«
»Was hält dich dann hier? Warum willst du den Job überhaupt annehmen, Bill?«
»Es ist eine Chance, aber nicht für mich, sondern für andere Menschen. Ich kann versuchen, ihnen gewisse Dinge, Phänomene oder Vorgänge näherzubringen. Die Zuschauer sollen daran teilhaben, was ich auch erlebt habe. Bei mir war es live. Ich könnte sie via Bildschirm an diesen Reisen teilnehmen lassen, und eines will ich dir sagen: Von Douglas Waterman lasse ich mich nicht über den Löffel barbieren.«
»Das ist deine Entscheidung. Finanziell haben wir es ja zum Glück nicht nötig.«
»Stimmt auch wieder.«
Sheila tupfte ihre Lippen mit einer Serviette aus Stoff ab und erhob sich schlangengleich. Auch Bill stand auf. Er hörte, daß sich seine Frau die Füße vertreten wollte.
»Hier oder drüben?«
»Laß uns mal hier weitergehen.« Sie hatte damit die zweite Tür des kleinen Saals gemeint. Was dahinter lag, wußten die beiden Conollys nicht, jedenfalls wurde dort nicht gefeiert. Aber die Tür stand offen. Sie traten hinein in einen nur schwach erleuchteten Raum. Er war so etwas wie ein Studio, allerdings keines, in dem eine Band ihre neue CD aufnehmen konnte, sondern mehr ein Raum für TV-Maniacs, denn es standen nicht nur zwei Geräte mit normalem Bildschirm auf zwei entsprechend hohen Tischen, an der Wand hing ein Schirm fast so

groß wie eine Kinoleinwand. Es war das Fernsehgerät der Zukunft, kostete noch viel Geld, und nur wenige besaßen es.

Sheila hatte heute ihren Motzabend.

Ihr gefiel Bills Blick nicht, mit dem er auf den Bildschirm schaute. »Du willst dir doch nicht so etwas zulegen? - Dann ziehe ich aus.«

»Wieso? Im Keller…«

»Auch dort nicht.« Sie drehte sich abrupt um. »Mir reichen die Glotzen, die wir haben.«

»Warte doch noch einen Moment.«

»Warum denn? Ich habe genug gesehen.«

»Ich will das Ding nur mal einschalten und schauen, wie es aussieht. Ist das so schlimm?«

»Nein«, sagte Sheila und lächelte versöhnlich. »Es ist besser, als sich mit den Partygästen zu beschäftigen.«

»Mein ich auch.« Bill war bereits unterwegs und suchte nach der Fernbedienung, die er auch fand.

Er nahm das flache Gerät hoch, schaute sich die wenigen Knöpfe an und drückte auf ON.

Der Bildschirm erhellte sich. Sofort hatte er das Programm, aber er schaute hin und schüttelte den Kopf. Auch Sheila war überrascht, denn sie flüsterte: »Ist das ein normales TV-Programm?«

»Nein.«

»Eben.« Sie streckte ihre Hand mit dem Weinglas nach vorn. »Dann sag mir, was du siehst.«

»Es ist ziemlich dunkel. Einen Garten, würde ich sagen.«

»Richtig.«

»Und eine Mauer, die den Garten oder das Grundstück umschließt. Aber nur einen Teilausschnitt bekommen wir hier zu Gesicht.«

»Das stimmt auch. Ich frage mich nur, wo das aufgenommen sein könnte. Außerdem ist die Kamera irgendwo starr installiert. Sie bewegte sich nicht und glotzte nur auf den bestimmten Teil der Mauer.«

»Ein Teil des Grundstücks.«

»Meine ich auch. Waterman läßt es überwachen.« Sie hob die Schultern. »Sicherlich wird er dafür seine Gründe haben. Ein Typ wie er hat bestimmt Feinde.«

»Wer hat die nicht?«

Sheila knuffte ihren Mann in die Seite. Bei Bill schwappte Weißwein aus dem Glas. »He, warum verteidigst du ihn?«

»Tue ich das?«

»Ja.«

»Ich habe nur etwas festgestellt.«

Sie drängte sich dicht an Bill heran. »Schalt das Ding aus und laß uns gehen.«

»Auf einmal?«

»Ja, oder findest du es interessanter, immer auf einen bestimmten Teil einer Mauer zu starren?«

»Nein, eigentlich nicht. In diesem Fall schon.«

»Weshalb?«

»Da bewegt sich was!«

Dieser eine Satz hatte Sheila zwar nicht alarmiert, aber doch neugierig gemacht. »Wo denn?«

Bill erklärte es ihr. »An der linken Seite und ziemlich am Ende des Bildes. Mir kam es so vor, als hätte ich zwei Hände gesehen, die sich um die Kante gelegt haben.«

»Das ist doch…«

»Nein, es stimmt!« rief Bill. »Da, schau doch!«

Jetzt sah Sheila es selbst. Von der anderen Seite her waren die Hände erschienen, und sie hatten es geschafft, sich um die Mauerkante zu legen. Sie steckten in Handschuhen, dann plötzlich schnellte auch der Körper hoch, und Sheila, die hatte sagen wollen, daß jemand auf das Grundstück kletterte, hielt den Atem ebenso an wie Bill.

Sie konnten nur staunen. Der Mann hockte auf der Mauer, schaute sich für einen Moment um, obwohl er sicherlich nicht viel sehen konnte, dann aber stieß er sich ab und sprang nach unten.

Sekunden später war er aus dem Bild Verschwunden!

Bill Conolly hielt die Fernbedienung zwar noch in der Hand, aber er schaltete nicht ab. Er ließ das Bild stehen, schaute seine Frau an, die ebenfalls große Augen bekommen hatte. »Dann hast du dasselbe gesehen wie ich?«

»Ja, Bill.«

»Es war also John? John Sinclair?«

Sie nickte.

»Und er ist heimlich auf dieses Grundstück geklettert, ohne zu wissen, daß er beobachtet wurde.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Jetzt weiß ich gar nichts mehr. Doch!« korrigierte er sich. »Ich weiß etwas. Ich weiß nämlich, meine liebe Sheila, daß wir beide so schnell von hier nicht verschwinden werden, denn John ist bestimmt nicht grundlos über die Mauer geklettert wie ein Dieb.«

Sheila nickte nur und flüsterte dabei: »Das hatte ich befürchtet…«

***

Jane fiel nach hinten und war verzweifelt, weil sie nichts dagegen tun konnte. Nur die Arme winkelte sie an, um den Aufprall etwas zu dämpfen. Dennoch schlug sie auf den gefrorenen Boden und mit den beiden Ellenbogen auf. Der Stoß zuckte durch ihren gesamten Körper und sorgte für eine sekundenlange Lähmung.

Die Klaue hielt sie eisern fest. Wie angeschweißt umklammerten die Finger den Knöchel. Mit dem freien Fuß trat Jane reflexartig immer wieder zu, ohne allerdings ein Ziel zu treffen. Die Hacke schrammte über den harten Boden, der ihre Haut aufgescheuert hätte, wäre da nicht der Schuh als Schutz gewesen.

Jane fand auch für ihre Pistole kein Ziel. Nur die Knochenklaue hatte sich aus dem Boden geschoben. Wenn sie die Hand traf, dann würde sie auch ihren eigenen Fuß erwischen. Die Gestalt steckte einfach zu tief unter der Erde. Noch immer wollte ihr nicht in den Sinn, daß es ein Skelett mit einem normalen Kopf gab, das lebte, sich bewegte und auch kämpfen konnte.

Dann wieder ein Ruck. Diesmal setzte das Skelett all seine Kraft ein. Es schleifte die auf dem Rücken liegende Jane über den Boden und dabei immer näher auf das Grab zu. In ihrer Nähe gab es nichts, an dem sie sich festhalten konnte, und sie wußte auch, was folgen würde. Die Gestalt wollte sie holen. Hineinziehen in ihr Grab, in ihr Reich, wo sie elendig ersticken und sterben würde. Noch hielt die Detektivin ihre Waffe fest. Mit der freien Linken suchte sie auch weiterhin nach einem Halt. Ohne Erfolg. Die starren Büsche standen zu weit entfernt, und so litt sie weiter und glitt immer mehr ihrem eigenen Verderben entgegen.

Sie strengte sich an. Sie schwitzte. Die Anstrengung war ungeheuer. Sie hörte ihr eigenes Keuchen, das klang wie das Schnaufen einer Lokomotive.

Der Griff der Klauen lockerte sich nicht, doch Jane spürte ihr rechtes Fußgelenk schon lange nicht mehr.

Es war ein Kampf der unterschiedlichen Voraussetzungen. Nur einer konnte ihn gewinnen. Jane befürchtete, daß sie auf der Verliererstraße blieb. Gegen diese Macht kam sie nicht an. In der Gestalt steckten bereits höllische Kräfte, die der Teufel selbst in dieses verfluchte Gerippe eingegeben hatte.

Sie hielt die Augen weit offen. Über ihrem Kopf breitete sich der Himmel aus. Sie sah die unzähligen Sterne wie winzige, funkelnde Augen, die auf sie niederblinzelten, um ihren Weg in den Tod zu verfolgen. Sie wußte, daß ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Allmählich dachte sie darüber nach, daß sie etwas unternehmen mußte, um dieser mörderischen Klemme zu entkommen.

Aber welche Möglichkeiten gab es für sie?

Sollte sie schreien? Ihre Wut und auch Hilflosigkeit einfach hinausbrüllen, darauf hoffend, daß irgend jemand ihre Schreie hörte und ihr zu Hilfe kam?

Nein, keine Chance, überhaupt keine. Die Schreie würden die Stille der Nacht zerreißen, aber nicht bis in das Innere des Hauses dringen, wo die Fete lief.

Ihre Gedanken wanderten ab. Klar, dieser Douglas Waterman hatte sehr genau gewußt, warum er sie zum Schutz engagiert hatte. Er hatte sich bedroht gefühlt. Er wußte genau, daß ihm einige Dinge auf seinem Grundstück nicht geheuer waren. Da kam eines zum anderen.

John Sinclair!

An ihn dachte sie auch. Sie hatte ihn angerufen, als hätte sie es gewußt.

Warum war er noch nicht hier?

John war kein Mensch, der lange wartete, wenn man ihn um etwas bat. Auch er war kein Supermann und mußte sich mit den Widrigkeiten des Wetters auseinandersetzen. Auf den Straßen gab es überall Glatteisfallen. Wie leicht konnte auch ein vorsichtiger Fahrer dort hineingeraten und in den Graben rutschen.

Sie mochte es drehen und wenden, wie sie wollte. Es führte kein Weg daran vorbei. Jane Collins war diesem verdammten Skelett hilflos ausgeliefert. Aber hilflos wollte sie nicht sein. Sie kämpfte weiter. Sie wollte nicht aufgeben, und als sie merkte, daß bereits ihr linkes Bein auf dem weichen Boden lag, da sammelte sie noch einmal ihre Kräfte und versuchte es.

Sie gab sich den innerlichen Ruck. Gepaart mit einem eisernen Willen gelang es ihr, den Körper in die Höhe zu wuchten. Zugleich auch den rechten Arm. Sie suchte das Ziel. Die Beretta in ihrer Hand schwankte. Nie fand die Mündung den Schädel oder einen Körperteil, denn das Skelett steckte nach wie vor unter der Erde.

Sie schoß trotzdem.

Jane hatte Glück gehabt, nicht ihren eigenen Fuß zu treffen. Die Kugel schlug dicht neben ihm in die weiche Erde, blieb aber dort auch stecken, ohne ein Ziel erwischt zu haben.

Das Echo hatte die Stille zerfetzt. Es hallte durch den leeren Garten, aber es wurde von keinem Menschen gehört, der ihr zu Hilfe gekommen wäre.

Der Kampf ging weiter.

Unerbittlich und mit Vorteilen nur auf einer Seite. Ein plötzlicher Ruck brachte Jane wieder aus dem Gleichgewicht. Sie fiel zurück. Der nächste Ruck brachte sie weiter auf das Grab. Sie hatte den Eindruck, als würde die Erde unter ihr kochen. Als wäre sie ein See, in dem es brodelte und wo der Tod in den Tiefen lauerte.

Das Gesicht! Verdammt noch mal, warum zeigt er das Gesicht nicht? Sie wünschte es sich so sehr.

Dann hätte sie das Ziel gehabt, um die Kugel hineinjagen zu können.

Die Klaue schnappte weiter zu. Sie hatte sich für einen Augenblick von ihrem Knöchel gelöst, aber nur, um weiter am Bein hochfassen zu können.

Der Druck erreichte ihre Wade, und neben dem rechten Bein bewegte

sich die lockere Erde, weil sie von unten Druck bekam.

Dort drang die zweite Klaue hervor.

Jane konnte nichts dagegen tun, daß die skelettartigen Finger auch ihren linken Knöchel erwischten.

Wenn sie bisher noch den Hauch einer Chance gehabt hatte, das war nun vorbei. Sie steckte jetzt in der Falle.

Der Unheimliche zerrte weiter. Plötzlich waren ihre Füße verschwunden. Sie steckten als erste in der kalten Erde. Jane bekam dies mit. Es machte sie fertig. Es sah so endgültig aus. Sie spürte den Schock wie einen Stromstoß, der durch ihren Körper irrte.

Das war der Anfang vom endgültigen Ende. Dieser Unhold zog sie schräg in das Grab, in eine Tiefe, in der er sich wohlfühlte, die für einen Menschen tödlich war.

Die Erde bewegte sich. Er rumorte unter ihr. Er gab sich selbst den nötigen Biß. Er drückte, er zerrte. Das Grab war für sie zu einem kochenden Wasserkessel geworden. Die Beklemmungen verschlimmerten sich. Jemand drückte ihre Brust zusammen. Die Furcht bohrte sich wie eine glühende Lanze spitz in ihren Leib.

Der nächste Ruck.

Wieder rutschte sie ein Stück tiefer in die kalte Erde, die gar nicht so locker war, wie sie ausgesehen hatte, denn sie drückte von zwei Seiten gegen ihren Körper.

John, verdammt, wann kommst du?

Jane schrie dieser Worte in ihrem Kopf. Lautlose Schreie, die durch ihren Körper brandeten. Körper und Kopf waren eins geworden. Ein Gegenstand, der von der kalten Angst gemartert wurde.

Wieder rutschte sie tiefer.

Neben ihr stöhnte eine andere Person. Jane drehte den Kopf nach rechts, aber da war niemand. Ihr fiel ein, daß sie dieses schreckliche Geräusch ausgestoßen hatte.

Das Grab war kalt - kalt wie der Tod, der mit jeder Sekunde immer näher an sie heranrückte.

Noch ein Ruck!

Plötzlich steckte Jane bis zu den Hüften in der Graberde. Sie hielt ihre Waffe fest, doch ein Ziel sah sie diesmal nicht. Die Klauen befanden sich in der Erde, wo sie an ihrer Kleidung zerrten, die Haut zusammendrückten und Jane dem endgültigen Schicksal entgegenzogen…

***

Ich hörte den Schuß, als ich auf der Mauerseite hockte, um nach unten zu springen.

Für einen Augenblick zögerte ich, weil ich herausfinden wollte, aus welcher Richtung dieses verräterische Geräusch erklungen war. Es war

nicht feststellbar, denn das Echo rollte in alle Richtungen durch den parkähnlichen Garten, wobei niemand darauf reagierte und es den Anschein hatte, als wäre ich der einzige gewesen, der diesen Schuß vernommen hatte.

Ein Schuß bedeutet immer etwas. Gefahr oder Alarm. Beides in diesem Fall, denn am Klang hatte ich erkannt, daß jemand mit einer Beretta geschossen hatte.

Da gab es für mich nur eine Lösung. Es mußte die Waffe der Detektivin Jane Collins gewesen sein.

Und grundlos hatte sie bestimmt nicht gefeuert. Ich sprang nach unten. Der Boden war nur schemenhaft zu erkennen. Ich landete gut und knickte auch nicht um. Außerdem war es nicht zu tief.

Wohin?

Plötzlich stand ich unter Strom. Stärker noch als auf der Fahrt hierher. Janes Warnung hatte mich beschäftigt. Sie irrte durch meinen Kopf, denn aus Spaß hatte sie nicht angerufen. Ich wußte nur nicht, wohin ich mich wenden sollte. Der Garten war ein Park und dementsprechend groß. Das Echo des Schusses hatte sich verflüchtigt. Vor mir lag in tiefer Stille die Eiswüste.

Ich brannte darauf, Geräusche zu hören, die mir den Weg wiesen. Ein Ruf, eine Stimme, der Schrei nach Hilfe, aber da war nichts zu hören. Nur eine sehr schwache und auch ferne Musik. Jane hatte mir von der Feier erzählt, die dieser Waterman gab. Inzwischen wußte ich auch, wer dieser Typ war.

Auf der Fahrt hierher war es mir eingefallen. Waterman gehörte zu den Leuten, die unbedingt ins Mediengeschäft einsteigen wollten. Geld genug hatte er. Wenn mich nicht alles täuschte, mischte er auch in der Politik mit. Sie und die Medien, wenn die beiden sich miteinander vermengten, konnte einfach keine gute Mischung hervorkommen.

Die eisige Kälte trieb mir die Gedanken an Waterman aus dem Kopf. Er war unwichtig. Jetzt zählte nur Jane Collins, die ich unter allen Umständen finden mußte.

Ich lief in die Dunkelheit hinein. Dabei hatte ich mich für eine Seite entschieden. Weg vom Haus, auch weg vom Licht der nur wenigen Lampen. Ich glaubte einfach daran, daß sich Jane nicht dort aufhielt, wenn viele Menschen versammelt waren. Sie mußte ein anderes Versteck gefunden haben und sich irgendwo versteckt halten.

Sie hatte geschossen. Hatte sie sich auch gewehrt? War es nur ein Warnschuß gewesen?

Mitten in meine Überlegungen hinein vernahm ich das Jammern und auch Keuchen. Nicht laut, aber in der klaren Luft gut zu hören. Das Geräusch durchschnitt sie. Es peinigte mich, und es gab mir den nötigen Antrieb, wobei ich feststellte, daß ich mit der Richtung Glück gehabt hatte. Sie war korrekt.

Ich lief schneller. Plötzlich kam es mir auf jede Sekunde an, und ich ging das volle Risiko ein, indem ich meine kleine Taschenlampe hervorholte und sie einschaltete. Der dünne Strahl brachte nicht viel Licht. Er tanzte durch die Finsternis und machte jede meiner Handbewegungen mit. Er streifte die erstarrte Natur, aus der sich Formen gebildet hatten, die man nur als Eisfiguren ansehen konnte.

Das Braun der Zweige und Äste lag unter einer dicken Schicht aus Eis und Schnee begraben, die im Mondlicht glitzerte.

»Jane!«

Mein Ruf hallte in das Dunkel hinein. Ich bekam leider keine Reaktion. Noch einmal versuchte ich es, während ich weiterlief und plötzlich eine kleine Steintreppe entdeckte.

Wie meine eigentliche Umgebung aussah, davon bekam ich nicht viel mit. Über die Treppe glitt der Lichtstrahl. Ich trat näher an die Stufen heran, dann sah ich plötzlich eine Gestalt oder den Teil davon.

Es war Jane Collins, und sie sah tatsächlich so aus, als wäre sie kleiner geworden.

Das konnte nicht sein, das war verrückt. So etwas gab es einfach nicht. Was ich sah, war furchtbar!

Jane steckte im Boden!

Dies wurde mir klar, aber ich dachte nicht näher darüber nach, denn ich mußte sie retten. Die Treppe überwand ich mit einem Sprung und hoffte dabei, nicht auszurutschen.

Ich kam normal auf, steckte die Lampe ein, weil ich beide Hände freihaben mußte, und stellte mich hinter Jane, die im Boden steckte und jammerte.

»Jane, halt durch, ich hole dich raus!«

»John, ich…« Mehr konnte sie nicht sagen, denn ihre Stimme versagte.

Blitzschnell wühlte ich mich durch die Jacke und packte sie unter den Achselhöhlen.

Jane bewegte sich. Sie versuchte, mir entgegenzukommen, aber es war nicht einfach, da sie bereits bis über die Hüften in diesem verfluchten Grab steckte!

Ich fragte sie auch nicht danach, warum sie feststeckte. Wichtig war, daß sie hier herauskam.

»Wir packen es!« flüsterte ich. »Wir packen es!«

Ich strengte mich an. Warum der Boden hier aufgeweicht war und woanders nicht, darüber dachte ich nicht nach, aber sehr bald wurde mir klar, daß es nicht so einfach war, die Detektivin zu retten, denn irgend etwas oder irgend jemand tief unten im Grab hielt sie fest!

Wirkung und Gegenwirkung hoben sich auf. Schon bald durchfuhr auch mich die Furcht, es nicht zu schaffen. Und Jane Collins bemerkte das.

»John«, quälte sie hervor. »Es geht nicht. Verflucht noch mal, der andere…«

»Welcher andere?«

»Der Zombie!«

Scheiße auch! Ich wußte jetzt Bescheid. Sie wurde von einem Zombie festgehalten. Es lag auch auf der Hand. Eigentlich hätte ich nicht überrascht sein müssen, denn sie hatte mir ja per Telefon von dieser unheimlichen Gestalt berichtet.

»Ich gebe nicht auf.«

»Er umklammert mich.«

Ich ließ mich nicht entmutigen und zerrte weiter. Ich starrte nach wie vor über sie hinweg auf das Grab, wo die Erde krümelig und weich aussah. Verdammt noch mal, da mußte doch was zu machen sein.

Auch ich stand auf der weichen Erde und war dabei, leicht einzusacken, aber das bemerkte ich noch nicht.

Der Ruck erwischte mich überraschend. Für Jane und mich war es schlecht, denn sie war wieder ein Stück tiefer gesackt. Sie hatte es natürlich mitbekommen. Ihr leiser Schrei ließ darauf schließen.

So kam ich nicht weiter. Dieses Grab war verflucht. Von den Mächten der Finsternis kontrolliert, wie auch immer. Durch mein Gehirn rutschten die Gedanken und Überlegungen, wie ich es letztendlich noch schaffen konnte, Jane zu retten.

Es gab eine Chance, wenn ich davon ausging, daß dieses Grab von den Mächten der Hölle besetzt war.

Das Kreuz!

Mit der linken Hand hielt ich Jane fest. Mit der anderen öffnete ich den Reißverschluß an der Jacke.

Ich mußte schnell sein, denn der Feind war unerbittlich.

Die Kette lag um meinen Hals. Ich trug einen Pullover, darunter ein Hemd, das am Kragen nicht geschlossen war. So gab es Luft und Platz, um eine Lücke für das Kreuz zu schaffen.

Ich hatte meinen Handschuh ausgezogen. Er lag auf dem Grab. Und dann hatte ich die Kette erreicht.

Das Kreuz rutschte an meiner Brust hoch. Mittlerweile hatte ich es gelernt, das Kreuz auch mit einer Hand über meinen Kopf zu streifen. Diese Übung machte sich jetzt bezahlt. Ich hielt es kaum in der Hand, als die Gestalt im Grab wieder an ihrem Opfer zerrte und Jane erneut ein Stück tiefer sank.

Ich hörte nichts mehr von ihr. Sie hatte sich wunderbar in der Gewalt. Ein steifer Körper steckte im Grab fest, auf das ich nun mein Kreuz warf, über Janes Kopf hinweg. Ich hoffte, daß seine Kraft ausreichte, um das Böse im Grab zu zerstören.

Es klappte. Kaum hatte mein Talisman die bröcklige Erde berührt, als

sich das Licht selbständig machte. Es war von allein erschienen. Helle Speere flossen in die Erde hinein und bildeten dabei ein regelrechtes Netz. Sie gaben ein grünes und gelbes Leuchten ab, das alles überstrahlte. Die Dunkelheit wurde mit einemmal hell, und das Licht kam mir vor wie eine herrliche Botschaft.

Aber das Grab war nicht offen. Es wurde nicht zerstört. Nur wurde ihm die Kraft des Bösen genommen.

Ich konnte Jane jetzt in die Höhe ziehen. Ich hatte es geschafft.

Das Kreuz lag vor uns. Der Strahlenkranz zuckte nicht mehr, er hatte sich stabilisiert. Um das Kreuz herum sah ich einen matten, silbrigen Schein, und mit beiden Händen war ich dabei, Jane aus dieser Hölle hervorzuzerren.

Mir fiel ein, daß ich auf dem Weg zum Grab noch eine zweite Gestalt gesehen hatte. Sie hatte auf dem Boden gelegen. Doch erst mußte ich Jane aus dem Grab befreien.

»Das packen wir!« flüsterte ich. »Das packen wir!«

»Ja, John, ja!«

Der letzte Ruck. Ein leiser Schrei. Das Schluchzen, die Tränen der Erleichterung - Jane war frei.

Aber sie konnte nicht gehen. Sie konnte auch nicht auf den eigenen Beinen stehen. Sie fiel gegen mich. Ich hielt sie fest, obwohl sie schwer war wie Stein. Ich hatte selbst Mühe, auf den Beinen zu bleiben und sie zu halten.

In meinen Armen lag eine Frau, die haarscharf dem Tod entronnen war, und so reagierte sie auch.

Jane zitterte am gesamten Leib. Ihre Zähne klapperten, und das sicherlich nicht nur wegen der Kälte. Jane war einfach fertig, mit den Nerven am Ende.

In einem Grab festzustecken und immer weiter in die Tiefe gezogen zu werden, ist so ähnlich wie das Versinken in einem Sumpf. Auch der läßt seine Opfer nicht mehr los.

So etwas mußte man erst einmal verkraften. Jane war zwar eine zähe Person, aber so ein Erlebnis steckte man nicht so einfach weg.

Die Erinnerung war furchtbar. Jane klammerte sich an mich, als wollte sie mich nie mehr loslassen.

Ihre Hände lagen auf meinen Schultern, ich merkte, wie sehr sie bebte und zitterte, und sie redete und redete. Machte sie mal eine Pause, versuchte ich sofort, sie zu beruhen. Dabei blickte ich noch immer auf das Grab, auf und an dem sich nichts rührte. Es lag da in einer eigenartigen Starre, so daß ich schon daran zweifeln konnte, ob alles überhaupt passiert war und ich die Dinge nicht geträumt hatte.

Das Kreuz schimmerte im Mondlicht. Es gab die Reflexe zurück wie ein kalter Schleier. Wenn ich es nicht gehabt hätte, Herr im Himmel - ich wollte nicht weiterdenken. Arme Jane!

Es kam der Zeitpunkt, als sie sich endlich wieder beruhigt hatte und sich von mir wegdrückte. Dabei schauten wir uns an. Unsere Gesichter befanden sich nicht weit voneinander entfernt. Ihres sah verheult aus. Der Ausdruck der Augen zeigte eine Mischung aus latenter Furcht und Erleichterung.

»Okay, wir haben es geschafft, Jane. Das Grab kann dir nichts mehr tun.«

Sie mußte leise und unecht lachen, bevor sie flüsterte: »Es war nicht das Grab, John. Es war sein verfluchter Inhalt, verstehst du? Nur er, nicht das Grab. Dieser - dieser Zombie oder Gruftie.« Sie schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich weißt es selbst nicht.«

»Der, den du mir beschrieben hast?«

»Ja, das Skelett mit Kopf.«

»Kannst du stehen?«

Ihr Antwort hörte ich nur leise. »Ich will es versuchen. Wieso?«

»Ich werde mir das Grab anschauen.« Nach diesen Worten ließ ich Jane los.

Sie stand auf eigenen Beinen, aber sie war nicht sicher. Sie schwankte leicht von einer Seite zur anderen, ich wollte sie stützen, aber sie schüttelte den Kopf. »Verdammt, John, ich bin doch kein kleines Kind mehr.«

»Nein, sicherlich nicht, aber…«

»Laß mich bitte!«

»Gut!«

Sie holte Luft, dann schaute Jane an sich selbst hinab, als wollte sie kontrollieren, ob ihre Füße noch vorhanden waren. Sie waren es, aber es fiel Jane schwer, sie zu bewegen. So versuchte sie, die ersten Schritte zu gehen, knickte aber ein. Ich griff blitzschnell zu und stützte die Detektivin ab.

»Was ist das nur für ein Mist!« jammerte sie. »Ich komme mir vor wie ein kleines Kind. Ich habe kein Gefühl mehr in den Beinen. Und meine Knöchel brennen wie Feuer.«

»Dort hat man dich festgehalten, wie?«

»Ja, natürlich!«

»Okay, Jane, das wird vergehen. Setz dich doch hin.«

»Warum?«

»Keine Panik. Versuche es mit radfahren. Der Kreislauf muß sich stabilisieren. Ich helfe dir.«

Meine Arme fingen Jane auf, als sie in die Knie ging. Dann setzte ich sie vorsichtig hin, wobei sie aussah, wie jemand der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

In einem Impuls bückte ich mich und preßte meine Lippen auf ihren Mund. Wir waren beide durchgefroren, aber Jane genoß diesen Kuß. Sie hob einen Arm und umklammerte meinen Hals.

»Danke, John!« flüsterte sie wenig später. »Verdammt, ich danke dir.«
»Schon gut. Mach jetzt deine Übungen.«
»Und was tust du?«
»Ich schaue mir das Grab mal genauer an.«
»Gib aber acht.«
Ich war schon gegangen und drehte mich noch einmal halb um. Mein kalter Mund zeigte ein Grinsen. »Glaubst du im Ernst, daß jetzt noch etwas passiert? - Ich nicht. Das Kreuz ist zu stark. Es hat den Gruftie sicherlich nicht vertrieben, aber es hat ihn vorsichtig werden lassen. Ich glaube daran, daß er sich noch hier unten«, ich wies zweimal mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen die Graboberfläche, »aufhält.«
»Dann müßte er vernichtet sein.«
»Das kann man nur hoffen.«
»Aber überzeugt bist du nicht?«
»Nein.«
»Egal.« Sie lehnte ihren Oberkörper zurück, stützte sich auf die Ellenbogen, hob die Beine an und begann mit ihrer Übung. Durch das Strampeln konnte sie tatsächlich ihren Kreislauf in Schwung bringen. Ich hoffte, daß sie so rasch wie möglich wieder auf die Beine kam und normal reagierte.
Ich ging auf das Grab zu - und betrat es. Der Boden war tatsächlich weich. Es kam mir vor wie ein Schwamm. Nach kurzer Zeit war es Gewöhnungssache, sich auf dem Untergrund zu bewegen.
Das Kreuz nahm ich wieder an mich. Ich ließ es in der Innentasche meiner Jacke verschwinden. Ich fand auch Janes Beretta, die ich ihr gab, bevor ich wieder zurückkehrte.
»Ich habe geschossen, John, aber ich konnte ihn nicht treffen!« erklärte sie keuchend. »Die Kugel schlug nur in den Boden.«
»Mach weiter!«
»Wann löst du mich ab?«
»Keine Ahnung.«
»Dann will ich lachen.«
»Kannst du. Eigentlich mache ich die Übung immer im Bett.«
»Aha, daher weht der Wind.«
»Sehr kräftig sogar«, sagte ich lachend. Danach wurde ich wieder ernst, denn ich hatte mich gebückt und berührte die Erde. Sie fühlte sich kalt, aber völlig normal an, wenn auch weich. Eine ungeheure Kraft hatte die Erde aufgewühlt.
Ich dachte daran, daß dies für mich nichts Neues war. Schon öfter hatte ich erlebt, daß es Zombies schafften, sich aus ihren Gräbern zu wühlen. In der letzten Zeit allerdings war es ruhig um diese Gestalten geworden, aber dieser Ruhe traute ich nicht.
Eine Fragte stellte sich. Steckte der Gruftie noch hier unter mir im Grab? Es konnte sein, mußte aber nicht, denn ich wußte auch von

Geschöpfen, die man Ghouls nannte, daß sie tief in den Gräbern hausten, sich hin und wieder Tunnels gruben, also Fluchtwege. Das konnte auch bei dieser Gestalt der Fall sein. Sicher war ich nicht.

Das war die eine Seite der Medaille. Es gab aber noch eine zweite, und die hing mit Personen zusammen, die noch existierten. Wie ein gewisser Douglas Waterman, der Jane Collins als Wächterin engagiert hatte.

Während Jane noch ihre Gymnastik machte und manchmal so stöhnte wie eine berühmte Tennisspielerin, schaute ich mir den in der Nähe liegenden Toten an.

Den Mann kannte ich nicht. Es war ein Kollege meiner Freundin Jane, und man hatte ihn auf eine schlimme Art und Weise vom Leben in den Tod befördert. Es gehört schon etwas dazu, einem Menschen das Genick zu brechen, das hatte der Zombie mit seiner höllischen Kraft tatsächlich geschafft.

Plötzlich kam mir die Kälte noch schlimmer vor. Trotz des Widerspruchs an sich schien sie sich in meinen Körper hineingebrannt zu haben.

Jane stand auf. Sie schaffte es von allein, und sie beugte ihren Oberkörper vor und zurück, wobei sie mehrmals keuchend ausatmete, so daß die Atemwolke vor ihrem Mund nicht abriß. Sie wirkte auch nicht mehr so verfroren, der Kreislauf war wieder normal, und als mein Schatten ihre Nähe erreichte, schaute sie mich an. Ich hob noch meine Lampe auf, gab Jane die Beretta zurück, die sie einsteckte, um mir danach zuzunicken. »Es geht wieder, John!«

»Das ist gut.«

Sie hörte mit ihren Bewegungen auf und strich die Haare zurück. »Nur die Füße sind noch nicht okay. Ich spüre den Druck der Klauen nach wie vor, als wollten Stahlringe einfach nicht weichen.«

»Außerdem siehst du schmutzig aus.«

»Soll ich jetzt lachen?«

»Das ist besser als weinen. Aber davon abgesehen, Jane, wenn du wieder okay bist, wäre es an der Zeit, mich in gewisse Dinge einzuweihen oder mich aufzuklären.«

»Du denkst an den Fall, der mich hergeführt hat?«

»Ja.«

Sie wischte über ihr Gesicht, das auch nicht mehr ganz sauber und frisch aussah, doch diese Äußerlichkeiten spielten jetzt keine Rolle.

»Was wollte Waterman von dir?«

»Nur Schutz.«

Ich unterdrückte nur mühsam ein Lachen. »Und das soll ich dir glauben? - Oder hast du es geglaubt?«

»Jetzt nicht mehr.«

»Hat er dir nicht gesagt, welches Ungeheuer sich auf seinem

Grundstück herumtreibt?«

»Nein, das hat er nicht. Er war ziemlich seltsam, wenn ich im nachhinein darüber nachdenke.«

»Wie seltsam?«

»Er hat von einer Gefahr gesprochen. Aber er konnte mir nicht sagen, welche das war. Er wollte nur, daß beide Seiten des Hauses überwacht wurden.«

»Deshalb hast du deinen Kollegen mit ins Spiel gebracht.«

»Richtig, John. Casey Quenton mag seine Fehler gehabt haben, aber wenn er einmal am Ball ist, dann klebt er ihm an den Füßen. Und man kann sich auf ihn verlassen.«

»Dieser Waterman hat nichts Konkretes erwähnt? Er teilte dir nicht mit, wovor er sich genau fürchtet?«

»Nein, er erzählte von einer Bedrohung, die schlecht zu fassen sei. Jetzt weiß ich, daß er um den heißen Brei herumgeredet hat, aber im nachhinein ist man ja immer klüger.«

»Das meine ich auch.« Ich schaute nachdenklich auf die Treppenstufen. »Wie ist er eigentlich auf dich gekommen? Hast du ihn das mal gefragt?«

»Sicher. Er antwortete mir ausweichend. Über Mundpropaganda, über einen Bekannten, du weißt ja, wie das geht.«

»Und du hast sofort zugestimmt?«

»Klar. Ich war froh, wieder mal rauszukommen. Ich brauchte einen Job, auch wenn es mich in die Kälte zog. Wenn du mich jetzt fragst, bin ich davon überzeugt, daß mir der gute Waterman einiges verschwiegen hat, und deshalb werden wir ihm ein paar Fragen stellen.«

»Ich hörte Musik durch den Garten wehen. Er gibt eine Fete, nicht wahr?«

»Ja, so eine Einführung, weil er in das Mediengeschäft hineinwill. Geld genug hat er ja.«

»Und etwas, das ihn stören könnte.« Ich warf einen Blick auf das Grab. »Einen Zombie, einen lebenden Toten, einen Gruftie im wahrsten Sinne des Wortes. Wobei ich darüber nicht mal lachen kann.«

»Ich auch nicht, John, ich auch nicht«, flüsterte Jane Collins.

Meinen rechten Arm legte ich um ihre Schulter. »Dann wollen wir mal hören und auch sehen, was uns dein netter Auftraggeber so alles erzählen kann. Auch wenn wir zu dieser Party nicht geladen sind.«

»Der Zombie ist es auch nicht«, sagte Jane leise.

»Glaubst du, daß er dort erscheinen wird? Sozusagen als makabrer Höhepunkt?«

»Ich traue ihm alles zu.«

»Das ist richtig.«

***

Die Conollys hatten sich ungefähr eine Minute Pause gegönnt, um zur Besinnung zu kommen. »Ich habe es befürchtet«, unterbrach Sheila dann das Schweigen. »Ich habe es wirklich befürchtet.«

»Wieso? Was denn?«

»Daß wir immer irgendwelchen Ärger bekommen, wenn wir irgendwo sind.« Sheila schaute ihren Mann scharf an. »Oder hast du das wieder alles vorher gewußt und mich wieder in das kalte Wasser geworfen?«

»Nein, das habe ich nicht. Ehrenwort, Sheila, ich wußte nichts. Ich kann mir auch nicht erklären, weshalb John plötzlich wie ein Dieb über die Mauer geklettert ist. Jedenfalls nicht zum Spaß.«

»Das mag wohl sein. Wir können davon ausgehen, daß die Feier nicht so endet, wie wir sie, erlebt haben. Oder?«

»Das steht zu befürchten. Wir kennen John. Der läuft bei einer derartigen Kälte nicht grundlos auf fremden Grundstücken durch die Nacht. Es gibt hier etwas, das ihn interessiert. Da er mit normalen Gangstern eigentlich nichts zu tun hat, können wir davon ausgehen, daß die andere Seite mal wieder mitmischt.«

»Hoffentlich nicht. Ich bin davon auch nicht überzeugt. Kennst du eigentlich die Gäste, Bill?«

»Nein. Worauf willst du hinaus?«

Sheila hob die Schultern. »Ich dachte dabei an die Mafia. An Logan Costello.«

»Ah, das meinst du.«

»Ist das falsch?«

»Ich habe den Londoner Mafiafürst unter den Gästen nicht entdeckt. Es sind zwar einige komische Typen dabei, die ohne ihren Leibwächter nicht auskommen, aber Hinweise auf die Mafia habe ich nicht entdecken können. Ich glaube auch nicht, daß er so dumm sein wird, sich diese Leute in sein Haus zu holen.«

»Er will ins Mediengeschäft, nicht?«

»Ja.«

»Da braucht er Verbündete.«

Bill winkte ab. »Aber nicht diese. Ich denke eher, daß unsere Freunde von der anderen Seite mitmischen.«

Sheila schaute ihren Mann starr an. »Ob der das weiß?«

Bills Augen verengten sich. »Worauf willst du hinaus?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Du traust ihm nicht.«

»So ist es.« Sie schauerte zusammen, als würde sie plötzlich anfangen zu frieren. »Er ist mir schon vom Aussehen her unsympathisch. Du weiß ja, wie es ist, wenn bei zwei Menschen die Chemie nicht stimmt. Und so ist es zwischen mir und diesem Waterman. Für mich ist er

einfach schlimm. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Auf eine besondere Art und Weise schlimm. Er weiß sich gut hinter einer freundlichen Maske zu verstecken. Wahrscheinlich ist er eiskalt, rücksichtslos und geht über Leichen. Ich kann falsch liegen, Bill, muß es aber nicht. Deshalb sollten wir uns auf Überraschungen gefaßt machen.«

»Da hast du recht.«

»Und wie geht es weiter?«

»Wir werden mit Waterman reden und ihn fragen, ob er einen Mann namens John Sinclair kennt.«

Damit war Sheila nicht einverstanden. Bill sah es dem Gesicht seiner Frau an. »Damit gibst du deine Trümpfe aus der Hand. Er ist ein guter Schauspieler, das spüre ich. Uns wird es sich nicht öffnen. Das hier ist alles oberflächlich. Viel Lächeln und Maske, ein paar unverfängliche Sätze.« Sie tippte gegen ihre Stirn. »Wie die Leute wirklich denken, werden sie uns nicht sagen.«

»Da kannst du allerdings recht haben.«

»Und deshalb sollten wir ihn aufs Glatteis führen.« Sie tippte Bill gegen die Brust. »Bist du damit einverstanden, wenn ich es in die Hand nehme?«

Der Reporter verdrehte die Augen. »Habe ich dir je etwas abschlagen können?«

»Jetzt gib nicht so an.«

»Dann komm.«

Sie verließen den Raum und begaben sich dorthin, wo mehr los war. Die Gäste verteilten sich. Sie standen in Gruppen zusammen, sprachen, lachten, schauspielerten und produzierten sich, als stünden sie auf einer Bühne.

Der Alkohol war in großen Mengen genossen worden. Es wurde alles getrunken. Scharfe Sachen, aber auch Champagner, Wein oder Bier. Am Büfett sahen die Conollys einen TV-Moderator stehen, dem es nicht eben gutging. Er hatte sich nach vor gebeugt, schwankte dabei, hielt ein Weinglas in der rechten Hand und konnte nicht verhindern, daß der Wein überschwappte. Er näßte nicht nur seine Hand, sondern auch die auf dem Tisch stehenden Lachsröllchen.

Sheila schüttelte nur den Kopf. Sie kannte den Mann vom Bildschirm her, wo er immer so schrecklich korrekt tat und sich als Saubermann aufspielte. Man durfte eben nicht alles glauben, was man sah oder las.

Beide Conollys suchten den Gastgeber. Bei derartigen Festen war es üblich, daß viele Gäste versuchten, sich an den Gastgeber heranzuschmeißen. Es würde nicht einfach sein, ihn einige Minuten unter vier Augen zu sprechen.

Zuerst entdeckten sie ihn nicht, bis Sheila auf eine Gruppe von Menschen wies, die nahe der Tür stand. Unter ihnen befand sich auch Waterman.

Jedes Klischee traf auf ihn zu, denn zwei sogenannte Starlets hatten sich bei ihm eingehakt und kicherten über jedes Wort, das auf seinem Mund drang. An ihm hingen die Starlets mit ihren Lippen. Sie tranken das dumme Gerede förmlich.

Waterman sprach mit ihnen und zugleich mit zwei Typen in Glitzeranzügen. Um was es ging, konnten die Conollys nicht verstehen. Vielleicht wurden auch nur Witze erzählt, denn die beiden Starlets kreischten, als bekämen sie es bezahlt.

Sheila und Bill blieben in der Nähe stehen. »Wenn er in einer Minute nicht ruhig ist, Bill, hole ich ihn da weg.«

»Das traue ich dir zu.«

»Kannst du auch!«

Sie brauchte es nicht, denn Waterman hatte sie bereits entdeckt. Ein kurzes Aufleuchten in seinen Augen zeigte an, daß er Interesse gefunden hatte.

Er drückte seine Arme nach links und rechts. Mit den Ellenbogen schob er die beiden Tussies zur Seite, schaufelte auch die Gelackten vor sich aus dem Weg und kam etwas schwankend auf die Conollys zu. In seinem Glas schwappte Champagner. Das Gesicht war in der Zwischenzeit noch etwas roter geworden, und als er vor seinen Gästen stehenblieb, nickte er ihnen zu. »He, was ist los? Ihr seid noch nüchtern.«

»Das möchten wir auch bleiben«, erklärte Sheila.

»Sie trinken keinen Alkohol?«

»In Maßen.«

Er grinste dümmlich. »Sehr vernünftig, wirklich. Aber manchmal muß man sich eben was gönnen. Heute ist so ein Tag. Ich habe einiges zu feiern, und deshalb sollen Bekannte und Freunde auch mitfeiern.«

»Das bleibt Ihnen unbenommen«, sagte Sheila, wobei sie daran dachte, daß dieser Typ sicherlich keine Freunde hatte. Sie wollte auf John Sinclair zu sprechen kommen, nur ließ sie der andere nicht.

Waterman wollte sogar mit Sheila tanzen, aber die funkelte ihn mit einem Blick an, als wollte sie ihn vereisen.

Bill konnte ein Grinsen kaum unterdrücken. Er kannte seine Frau, die sich zu einer sehr starken Persönlichkeit entwickelt hatte, trotz mancher Rückschläge.

»Wir wollen etwas anderes von Ihnen, Mr. Waterman.«

»Oh, das ist gut. Jetzt? Was denn? Etwas Geschäftliches?« Er lachte und sagte: »Das glaube ich nicht. Nein, nicht auf dieser Fete. Da können wir in einigen Tagen darüber reden. Ich wollte sowieso auf Ihren Gatten zukommen.«

»So meinte ich das nicht«, sagte Sheila. »Es geht um einen Mann, den Sie sicherlich auch kennen.«

»Oh, ich kenne viele Männer und auch Frauen«, fügte er grinsend

hinzu. Durch eine zu heftige Bewegung schwappte Champagner über, was ihm aber nichts ausmachte. »Aber wenn Sie das sagen, höre ich natürlich hin. Wie heißt denn ihr Protege?«

»Das ist er nicht. Er heißt John Sinclair!«

Douglas Waterman war plötzlich stumm. Mit der freien Hand strich er über sein Gesicht. »Sinclair - John Sinclair. Hört sich das nicht ziemlich schottisch an?«

»Ist es auch irgendwie.«

»Und den soll ich kennen?«

»Nicht unbedingt«, sagte Bill. »Wir haben nur gefragt, ob Ihnen dieser Name etwas sagt.«

»Nein, überhaupt nichts. Aus meiner Branche scheint er nicht zu stammen. Wenn er da etwas zu sagen hätte, würde ich ihn kennen. Aber was ist mit ihm?«

»Wir sahen ihn auf Ihrem Grundstück. Wir haben mitbekommen, wie er über die Mauer an der Rückseite kletterte.«

Waterman war baff. Er schluckte, holte durch die Nase Luft und schüttelte den Kopf. »Das ist doch - das ist - nein, das kann ich nicht glauben. Ein Dieb?«

»Bestimmt nicht, denn wir kennen ihn.«

Waterman ging nicht darauf ein. »Sie haben gesehen, wie er über die Mauer kletterte?«

»Mit eigenen Augen.«

»Das ist ja ein Ding!«

»Sie sagen es.«

»Und wissen Sie auch, warum das so ist?« zischelte Waterman sie an, denn kein anderer sollte ihn hören. »Weil ich extra jemanden bestellt habe, der an der Vorder- und an der Rückseite meines Grundstücks aufpaßt. Ich will mich nicht nur auf die elektronische Überwachungsanlage verlassen. Menschliche Augen sind da flexibler, und ich habe extra jemanden engagiert.«

»Aber nicht John Sinclair, denke ich.«

»Da haben Sie recht, Mr. Conolly. Ich war so dumm, mich auf eine Frau zu verlassen. Sie soll einen guten Ruf haben. Sie ist Detektivin, ich habe über Mundpropaganda...«

»Etwa Jane Collins?« fragte Sheila aus einem Impuls heraus.

Douglas Waterman schwieg. Er schaute sie nur an. Und wie er sie anschaute, das ließ bei Sheila tief blicken. Sie war davon überzeugt, daß sie ins Schwarze getroffen hatte.

»Also Jane Collins?«

»Ja, Mrs. Conolly, so heißt die Frau. Sagen Sie nur, daß Sie sie auch kennen.«

»Sehr gut sogar. Wir sind mit ihr befreundet.«

Waterman wußte nicht, ob er lächeln sollte. Er war wirklich

überrascht worden. »Das ist ein Ding«, flüsterte er, »das ist wirklich ein Hammer. Hätte ich nicht gedacht.«

»Manchmal schreibt das Leben die besten Geschichten«, sagte Bill. »Warum sollte Jane Ihr Grundstück bewachen? Haben Sie sich vor jemandem gefürchtet?«

Er ging auf die Frage nicht ein. »Dabei hat sie noch einen Kollegen mitgebracht.«

»Davon wissen wir nichts. Aber uns geht es um Jane Collins und eben um John Sinclair.«

Der Mann war plötzlich nüchtern geworden. Wütend winkte er ab. »Was geht mich dieser Typ an, den ich nicht kenne. Die Collins war da, um mir unliebsame Eindringlinge vom Hals zu halten. Jetzt kommen Sie und erzählen mir, daß jemand über die Mauer geklettert ist. Kein Renommee für ihre Freundin.«

»Ich möchte hier festhalten, daß dieser John Sinclair nicht irgend jemand ist.«

»Sondern?«

»Er ist Polizist - von Scotland Yard. Und dort ist er eine ziemlich große Nummer.«

»Ach.« Waterman durchlebte ein Wechselbad der Gefühle, war ihm auch anzusehen war. Sheila freute sich darüber, wie sie beide diesen Typen verunsichert hatten.

»Was könnte er denn auf Ihrem Grundstück zu suchen haben, Mr. Waterman?« fragte sie.

Der kleine Medien-Tycoon hob die Schultern. Er war tatsächlich ratlos und zog kein Schauspiel ab.

»Das weiß ich leider auch nicht. Tut mir echt leid.«

»Dann ist er wirklich grundlos hergekommen?«

»Keine Ahnung. Ich kenne nur die Collins. Ich weiß nicht mal, welchen Kollegen sie eingeschaltet hat, der sie unterstützt. Sie wollte auf die Rückseite achten.«

»Wovor haben Sie Angst?« fragte Bill.

»Ich…?« Er lachte.

»Ja, Sie, Mr. Waterman. Jemand, der keine Angst hat, brauchte sein Grundstück auch nicht extra bewachen zu lassen.«

»Doch, muß ich.«

»Wollen Sie es uns erklären?«

Waterman verdrehte die Augen. »Ja, das schon, werde ich. Damit Sie mal Ruhe geben.« Er stellte sein Glas ab. »Einer wie ich, der hat immer Feinde. Neider oder Menschen, die freundlich tun, mir aber am liebsten ein Messer in den Rücken rammen wollen. Da kommt einiges zusammen. Und manche Feinde gehen eben extrem vor. Sie greifen zu Mitteln, über die wir uns nicht eben freuen können. Oder ich mich freuen kann. Sie sind einfach brutal, sie mißgönnen mir den Erfolg.

Sie schlagen auch zu, wenn man nicht daran denkt. Ich muß immer darauf gefaßt sein, daß man mich stören will. Es war schon immer so, und es wird auch immer so bleiben, daß man den Leuten, die hochkommen wollen und es letztendlich auch schaffen, Knüppel zwischen die Beine wirft. Oder glauben sie etwa, ich hätte keine Konkurrenten?«

»So naiv sind wir nicht«, erklärte Bill. »Aber wir haben uns gewundert, daß Sie eine Detektivin engagiert haben, und daß John Sinclair, ebenfalls ein Freund von uns und der Detektivin, über die Mauer Ihres Grundstücks geklettert ist. Grundlos hat er das nicht getan.«

»Und des Grund interessiert Sie?«

»Ja.«

»Das braucht er nicht«, sagte Waterman scharf. »Das ist einzig und allein meine Sache.«

Das wollte Bill nicht akzeptieren. Er hielt Waterman an der Schulter fest, der die beiden einfach stehenlassen wollte. »Moment noch, Meister. Ein Mann wie John Sinclair erscheint hier nicht grundlos. Ich denke, daß er von Jane Collins informiert wurde. Demnach muß sich auf ihrem Grundstück etwas ereignet haben, das einen Einsatz des Geisterjägers bedingt.« Bill hatte den Begriff bewußt gebraucht, und Waterman wollte nicht mehr weg, er sprang darauf an.

»Moment mal. Was sagten Sie?«

»Geisterjäger.«

»Ach.« Der Mann verengte die Augen. »Das sollten Sie mir bitte einmal erklären. Was ist mit diesem Geisterjäger? Jagt er Geister - oder was in der Richtung.«

»Ja, in der Richtung. Er kümmert sich um Fälle, die mit normalen Mitteln nicht so ganz sichtbar gemacht werden können. John Sinclair ist Spezialist in seinem Beruf.«

»Ein Exorzist, wie?«

»Im weitesten Sinn auch. Aber ich bleibe dabei. Wenn er eintrifft, geht irgendwo etwas nicht mit rechten Dingen zu. Und das kann auch auf Ihrem Grundstück hier sein oder sogar in Ihrem Haus, das kann man alles nicht wissen.«

»Unsinn! Das müßte ich wissen.«

»Sie wirken nicht überzeugend, Mr. Waterman«, sagte Sheila.

Der Mann wollte einen Schritt auf sie zugehen, überlegte es sich aber und verkleinerte ihn. »Ich weiß nicht, was Sie mir hier anhängen wollen, Sie beide. Aber eines ist sicher: Ich möchte mir meine gute Laune nicht verderben lassen, obwohl sie schon durch Ihr Gerede auf den Tiefpunkt gesunken ist. Deshalb nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich das Gespräch mit Ihnen jetzt beende.«

»Möchten Sie, daß wir gehen?«

Waterman verzog den Mund. »Es wäre mir nicht unangenehm, will ich mal sagen. Was unsere Geschäftsbeziehungen angeht, Mr. Conolly…«

»Sie bestehen noch nicht«, sagte Bill, der voll und ganz auf die Seite seiner Frau eingeschwenkt war.

»Gut, daß Sie es sagen. Dann brauche ich nicht…«

Ein gewisser Lärm oder Unruhepegel, der nicht zu dieser Feier paßte, ließ ihn stoppen. Waterman drehte sich um, auch Sheila und Bill taten es. Sie konnten durch die weit geöffnete Tür in den Empfangsraum hineinschauen. Dort entdeckten sie den Grund der Unruhe. Zwei nicht geladene Gäste hatten das Haus betreten. Bodyguards versuchten, sie zurückzuhalten, doch das scharf gesprochene Wort *Scotland Yard* ließ sie zögern und zur Seite treten.

Die Conollys und auch Waterman bekamen freie Sicht auf die beiden Ankömmlinge. Es waren eine Frau und ein Mann.

Jane Collins und John Sinclair.

Sheila aber lächelte…

***

Ich hatte geahnt, daß wir Ärger bekommen würden. Wenn ich irgendwelche Typen nicht gerade mochte, dann waren es diese Bodyguards. Dem Anlaß entsprechend, war hier die geschniegelte Sorte engagiert worden, die sich sehr wichtig tat, doch mein Ausweis und mein scharfer Ruf verschafften mir Luft. Sie gingen zurück, und es öffnete sich eine Lücke, so daß wir nach vorn schauen konnten, in den Salon oder wie sich dieser Raum auch immer nennen mochte. Die meisten Gäste hatten von unserem Auftritt nichts mitbekommen, zwei aber, die neben einem Mann im roten Jackett standen, wußten Bescheid, denn Sheila und Bill zählten zu unseren engsten und besten Freunden. Ich sah Sheilas Lächeln, das mir irgendwie erleichtert vorkam, und ich hatte natürlich zahlreiche Fragen auf der Zunge liegen, die aber stellte ich erst mal zurück.

»Träume ich?« fragte Jane.

»Nein, sie sind es tatsächlich.«

»Mal wieder in Action, die beiden.«

»Du sagst es.«

»Ich habe davon nichts gewußt.«

»Kann ich mir denken.«

Wir paßten in unserem nicht eben sauberen Outfit in diese Gesellschaft hinein wie die Faust aufs Auge, doch darum kümmerten wir uns nicht. Hier ging es um einen Fall, der aufgeklärt werden mußte. Daran würde ich mich nicht hindern lassen. Schließlich lag draußen im Garten ein Toter, und auch Jane hätte beinahe ihr Leben verloren.

Die Bodyguards hatten sich umgedreht und warfen hilfesuchende Blicke in den Salon. Sie suchten ihren Boß. Ich steckte den Ausweis weg und ging zwei Schritte vor. »Wo kann ich den Hausherrn, Mr. Waterman, finden?« Meine Stimme hatte laut geklungen, um auch im Nebenraum trotz der Musik gehört zu werden.

»Das bin ich!« Der Mann im roten Jackett hatte gesprochen. Er ließ die beiden Conollys stehen und machte sich auf den Weg zu uns.

Wir hatten Zeit genug, ihn uns anzuschauen. Er gefiel mir nicht und erinnerte mich an einen Menschen, dem man nur wenig glauben konnte, weil er andere gern betrog. Aber das konnte auch täuschen, trotzdem sagte ich zu Jane: »Das also ist dein Auftraggeber.«

»Ja. Du magst ihn nicht, wie?«

»Ich kann mir sympathischere Typen vorstellen.«

»Ich mir auch.«

Vor uns blieb Waterman stehen. Mich nahm er zunächst nicht zur Kenntnis, sondern wandte sich an Jane Collins. »Sieh mal an. Da engagiere ich Sie als Bewacherin, und Sie bringen mir einen Mann mit, der über die Mauer meines Grundstücks geklettert ist wie ein Dieb. Das finde ich schon mehr als seltsam.«

»Ich es auch«, erwiderte Jane. »Nur habe ich Mr. Sinclair selbst herbeigebeten.«

»Waren Sie überfordert? Reichte Ihnen ein Kollege nicht? Haben Sie Ihre Beziehungen zum Yard spielen lassen?«

»Der Kollege ist tot, Mr. Waterman«, erklärte Jane. »Man hat ihm das Genick gebrochen.«

Waterman wurde bleich. Das war echt und nicht gespielt. »Was, ähm - was haben Sie da gesagt?«

»Man brach ihm das Genick. Ich habe nur durch Glück überlebt, denn mich wollte jemand unbedingt in ein Grab ziehen. Es war übrigens der Mörder meines Kollegen, der dies vorhatte. Durch John Sinclairs Hilfe konnte ich entkommen, aber es hätte nicht viel gefehlt, und dieser Auftrag wäre mein letzter gewesen.«

Douglas Waterman schwieg. Er schaute sich dabei etwas verlegen und auch ungläubig um, als könnte er nicht glauben, was man ihm da berichtet hatte. Auch die Conollys hatten Janes Worte gehört. Sie waren inzwischen zu uns gekommen.

Bill zwinkerte uns zu, und Sheila lächelte uns an. Waterman stand zwischen uns. Er schwitzte plötzlich, was sicherlich nicht nur an der Wärme lag, die hier herrschte.

»Dazu haben Sie nichts zu sagen?« fragte ich.

»Nein.«

»Auch nicht über das Grab auf Ihrem Grundstück? Im Gegensatz zum übrigen Boden ist es nicht hart gefroren, sondern aufgelockert, als hätte man es mit einem Werkzeug bearbeitet. Nur ist das nicht der

Fall. Diese Veränderung hat eine andere Ursache, denn sie ist von innen aufgetreten.«

»Was heißt das?«

»Daß nicht nur jemand versucht hat, das Grab zu verlassen, sondern es auch schaffte.«

Waterman war sprachlos. Er wußte nicht, wie er reagieren sollte. Schließlich hob er die Schultern.

»Ähm. Sie sehen ja, daß ich hier ein Fest gebe. Wären Sie damit einverstanden, daß wir uns in meinem Büro unterhalten?«

»Jederzeit.«

»Gut. Dann darf ich vorgehen.« Er war plötzlich verdammt klein geworden.

Ich ließ Jane an seiner Seite und wandte mich an die Conollys. Ich fragte sie nicht nach den Gründen, weshalb ich sie hier fand, ich trug ihnen nur auf, die Augen nicht zu schließen.

»Wir halten sie offen, darauf kannst du dich verlassen«, sagte Bill. »Um was geht es denn?«

Ich mußte mich beeilen, deshalb faßte ich mich kurz. »Achtet darauf, ob ihr ein lebendes Skelett mit einem normalen Menschenkopf auf den Schultern seht.«

»Was?« hauchte Sheila.

»Ja, gebt acht. Ich gehe davon aus, daß er versuchen wird, in dieses Haus einzudringen.«

Bill nickte nur, er nahm es hin, während Sheila nach seiner Hand faßte und sie drückte.

Ich eilte Jane Collins und diesem Waterman nach und war gespannt darauf, was er uns zu sagen hatte…

***

Das Grab!

Die Tiefe, die kalte Erde. Die Würmer, die Käfer, die sich so tief in den Boden hineingewühlt hatten, daß sie der Frost nicht erwischte. Sie waren die Begleiter des Grufties, zu dessen Bett dieses Grab geworden war.

Er hatte seine Beute holen wollen. Er hatte sie beinahe soweit gehabt, dann aber hatte er abtauchen müssen, denn etwas war durch die Oberfläche bis in seine unmittelbare Nähe gedrungen, vor dem er zurückgeschreckt war.

Etwas Schreckliches, Grauenvolles. Er konnte damit nicht umgehen, denn es war eine Macht oder Kraft gewesen, wie er sie noch nie erlebt hatte. Aber ihm war rechtzeitig genug die Flucht gelungen.

Er hatte sich wie ein Gewinde in die dunkelsten Tiefen des Grabs hineingebohrt und dabei gespürt, daß die andere Kraft schwächer wurde.

Jetzt lag er auf dem Grund. Rücklings. Den schrecklichen Kopf in die Höhe gerichtet. Tonnenschwer drückte die Masse gegen ihn, ohne ihn zu zerstören. Er war immer stärker als die Erde, und er würde, wenn es sein mußte, sie so zur Seite schieben, daß er wieder an die Oberfläche gelangte.

Das Opfer war ihm entkommen. Nicht aus eigener Kraft. Es hatte schon Hilfe bekommen, und es mußte ein ganz besonderer Helfer gewesen sein, der ihr da zur Seite gestanden hatte.

Gesehen hatte der Gruftie ihn nicht, nur gespürt, das aber hatte durchaus gereicht.

Die Gegenkraft hatte ihn geschwächt. Er war nicht mehr dazu gekommen, sich auf dem Weg in die Tiefe zu regenerieren, und das wollte und mußte er aber. Diese Nacht sollte zu seiner werden. Er brauchte Fleisch, er brauchte Leben. Waterman wußte das, er hatte auch nie etwas dagegen gehabt, zumindest früher war es so gewesen. Heute aber lagen die Dinge anders, da wollte sich Douglas an nichts mehr erinnern. Da war er auf dem Trip nach ganz oben, da konnte er ihn nicht mehr gebrauchen. Er hatte sogar jemanden geholt, um ihn zu stoppen, aber so einfach ging das nicht.

Ich lebe! dachte das Skelett, dessen Hirn funktionierte. Ich lebe noch, und ich werde weiterleben und mir all die holen, die jetzt noch gegen mich sind.

Er träumte von einer Menge Menschen. Er hatte die Musik gehört, er hörte auch die Stimme, sogar jetzt noch, denn seine Sinne waren sehr fein geschärft.

Zunächst einmal mußte er die Tiefe des Grabs verlassen. Noch traute er sich nicht. Er spürte diesen anderen Einfluß, der ihn beinahe vernichtet hätte. Zwar war er nicht mehr so stark vorhanden, aber es gab ihn noch, und er rollte heran wie eine seichte Welle.

Trotz des Drucks zitterte das Skelett. Seine Knochen bewegten sich leicht. Sie stießen dabei gegeneinander, und auch der Mund öffnete sich trotz des Gewichts. Er zuckte, der Lehm und die kalte Erde lasteten auf seinem Gesicht, und die langen, hautlosen Finger bewegten sich wie Krallen hin und her.

Plötzlich war alles vorbei.

Der Unheimliche lag in seinem Grab. Er fühlte sich wieder so herrlich normal. Alles war anders geworden, keine fremde Kraft strömte durch die Erde auf ihn zu.

Es ging aufwärts. Er konnte das tun, was er sich für diese Nacht vorgenommen hatte, und Waterman würde sich wundern.

Es ging ihm gut. Alles war okay. Die Erde bedeutete kein Hindernis für ihn.

Neue Kräfte flossen in seinen knöchernen Körper hinein. Sie waren wie Säfte, die dafür sorgten, daß er sich gut fühlte, und er fing an, sich

zu erholen.

Mit beiden Klauen stützte er sich am Boden ab. Dann drückte er seinen Oberkörperhoch.

Das Unwahrscheinliche geschah. Zwar lag die Erde noch wahnsinnig schwer auf dieser Gestalt, die aber schien gegen die Gesetze der Physik zu handeln, denn plötzlich war dieser gewaltige Druck kein großes Hindernis mehr.

Er wühlte sich durch.

Er kam hoch.

Seine Klauen bohrten sich in die Masse hinein, und es war ihm sogar gelungen, auf die Beine zu kommen. Kein Knochen brach. Sie schienen nicht aus normalem Gebein zu bestehen, sondern aus hart geschmiedetem Stahl, der sich allen Widerständen entgegenstemmte. Es war so einfach, so herrlich, so frei, und der Gedanke, das warme Fleisch der Menschen riechen zu können, gab ihm einen noch größeren Antrieb.

Hätte jemand vor dem Grab gestanden und auf die Fläche geschaut, so hätte er die Bewegungen bereits erkennen können, da sich auf der Graboberfläche die erste Unruhe abzeichnete, weil die Krumen dort in Bewegung gerieten.

Hinzu kam das Mondlicht. Der Trabant strahlte seine helle Kälte auf die Erde. Er stand schon fast unnatürlich klar am Himmel und glotzte herab, als wollte er mit seinem hellen Auge alles durchbohren.

Umgeben vom Gefunkel der Sterne, bildete er eine kalte, aber keine romantische Kulisse. Es schien, als sorgten seine uralten und mythischen Kräfte dafür, daß die Gestalt im Grab immer mächtiger und stärker wurde, um den Weg perfekt nach oben zu finden.

Ein böser Traum wurde wahr. Ein Horror, in zahlreichen Filmen gezeigt, in vielen Büchern beschrieben, nahm in der eisigen Kälte eines Gartenparks Gestalt an, denn plötzlich erschien auf der Oberfläche des Grabs etwas bleiches, das im zusätzlichen Licht des Mondes noch stärker leuchtete, als würde das Gebein fluoreszieren.

Der Gruftie hatte seine rechte Klaue aus der Erde nach draußen gesteckt und schien Halt zu suchen.

Kurze Zeit später erschien die zweite Klaue an der Oberfläche.

Wieder sah sie für einen Moment aus, als würde sie leuchten. Die beiden Hände tasteten die Oberfläche in ihrer Umgebung ab. Erst als sie herausgefunden hatten, daß keine Gefahr bestand, geriet die Erde wieder in stärkere Bewegungen, und es erschienen die blanken Schulterstücke des Grufties und der völlig normale Kopf. Das Gesicht gehörte einem Mann. Die weißen Haare standen struppig am Hinterkopf ab; vorn fehlten sie ganz. Die Augen sahen aus wie dunkle, in den Höhlen leicht verdrehte Kugeln. Der Mund war zu einem Maul geworden, das weit offenstand. Die Gestalt schien nach Luft zu

schnappen.

Kleine Erdkrumen bröselten von der Gestalt nach unten und klatschten mit weichen Lauten auf das Grab. Der Schmutz klebte an den Knochen wie eine zweite Haut. Er hing auch im Gesicht fest und bedeckte die blanke Stelle am Kopf des Unheimlichen. Er hatte sich regelrecht in den Haaren festgefressen und füllte auch den Mund aus.

Mit einem letzten Schwung schwang sich das Skelett vollends ins Freie.

Es zog noch das rechte Bein nach, dann glitt es auf allen vieren über das Grab hinweg und kam direkt vor ihm in die Höhe. Es stellte sich nur langsam aufrecht, als wollte es jede Bewegung dabei genießen.

In der kalten Luft und übergossen vom bleichen Licht des Mondes wartete der Gruftie ab.

Er bewegte seinen menschlichen Schädel, schaute sich um und suchte nach einem Feind, der sich irgendwo versteckt halten konnte und auf ihn gewartet hatte.

Der parkähnliche Garten blieb still. Nichts war zu hören. Die Kälte drückte die absolute Ruhe auf das Gelände nieder, das dem Gruftie allein gehörte.

Er kannte sich aus, wußte Bescheid, und er drehte langsam den Kopf nach rechts. Nicht etwa, um dorthin zu schauen, wo die Leiche lag, nein, ihn interessierte etwas anderes. Mit seinem überscharfen Gehör hatte er die Musik wahrgenommen und ebenfalls die lauten Stimmen der Gäste, auch das Lachen der Frauen.

Ja, das war gut.

Das kam ihm entgegen.

Er nickte.

Dann setzte sich der Gruftie in Bewegung. In dieser Nacht noch würde sich ein gewisser Douglas Waterman wundern…

***

»Wie gefällt dir die Entwicklung, Bill?« fragte Sheila flüsternd.

»Überhaupt nicht.«

»Mir auch nicht. Ich habe ja mit allem gerechnet, aber nicht mit einem derartigen Fortgang des Abends.«

»Man steckt eben nicht drin.«

»Und was willst du jetzt tun?«

Bill ließ sich mit der Antwort Zeit. Er schaute sich erst um, ob nicht jemand in der Nähe stand, der ihr Gespräch belauschte. Das war nicht der Fall, und so konnte er weitersprechen. »Du hast gehört, was John gesagt hat, und ich sehe keinen Grund, ihm nicht zu glauben.«

»Ein lebendes Skelett mit einem Menschenkopf«, wiederholte Sheila die Worte des Geisterjägers.

»Ich kann es mir nicht vorstellen, aber ich glaube auch nicht, daß

John lügt oder sich etwas zusammengereimt hat.«
»Dann hätte sich Jane ja auch irren müssen.«
»Eben. Wie willst du vorgehen, Bill?«
Der Reporter legte seiner Frau eine Hand auf die Schulter und, schob sie ein paar Schritte weiter. An der Wand blieb er stehen, hier konnte er in Ruhe reden. »Die Sache ist ganz einfach, Sheila. Jane und auch John haben diesen Gruftie draußen gesehen. Ich glaube nicht, daß er das Haus bereits betreten hat.«
»Nein? Warum nicht?«
»Gefühl.«
Ihr Blick verdüsterte sich. »Entschuldige, aber da bin ich anderer Meinung, Bill.«
»Warum?«
»Er will Menschen haben, und er wird alles daransetzen, das Haus so schnell wie möglich zu betreten. Wir sollten achtgeben und…«
»Das ist die Lösung!« flüsterte Bill.
»Hä? Wieso das so plötzlich?«
»Ganz einfach. Weil wir uns trennen werden.« Bevor Sheila protestierten konnte, redete Bill rasch weiter. »Du wirst im Haus bleiben und die Augen aufhalten. Ich schaue mich draußen um.«
»Ja, um dich killen zu lassen. Denk daran, daß du keine Waffe mitgenommen hast.«
»Das weiß ich. Ich werde nicht angreifen, sondern nur herausfinden, ob er sich schon im Haus befindet. Kann sein, daß ich es noch draußen sehe. Wenn ja, könnte ich die anderen warnen. Dagegen kannst du doch nichts haben.«
»Doch!«
»Und was?«
»Ich weiß zwar nicht, wie groß der Garten ist, aber…«
»Er ist sehr groß, Sheila. Außerdem wird es diesen Gruftie auch Zeit gekostet haben, sein Grab zu verlassen, denke ich mir.«
»Es ist besser, wenn du hier bei mir bleibst. Zu zweit sind wir stärker.«
Sheila hatte schon oft nachgegeben, das wußte auch Bill. Diesmal lenkte er ein. »Überredet.«
»Nicht überzeugt?«
»Nein, nur überredet.«
»Das macht mir nichts. Wo fangen wir an zu suchen? Was würdest du an Stelle des Grufties tun?«
»Ich weiß ja nicht, ob er auf einen schockartigen Auftritt spekuliert, wenn nicht, dann würde ich an seiner Stelle versuchen, das Haus auf einen bestimmten Weg zu erreichen.«
»Durch die Hintertür.«
»Richtig. Oder durch die Küche, wie man so schön sagt. Dort sollten

wir uns umschauen.«

»Die werden wir sicherlich hier unten finden: Wenn nicht, können wir ja fragen.«

Ihre Umgebung sah nicht eben nach einer Küche aus. Hier regierten Glanz und Flitter. Auch die Musik war wieder laut gestellt worden. Man tanzte im großen Salon nebenan ziemlich wild. Die Feier steuerte auf einen gewissen Höhepunkt zu.

Bill fiel auf, daß die beiden Bodyguards an ihnen kein Interesse zeigten. Sie hatten ihnen den Rücken zugedreht und beobachteten die Gäste im Salon.

Die Garderobenfrau schenkte ihnen auch kein Interesse. Übermüdet saß sie auf einem Stuhl und gähnte. Für Bill war die Person wichtig, sie konnte ihnen sicherlich Auskunft geben, deshalb ging er hin und sprach sie freundlich an.

»Pardon, was möchten Sie wissen?« Die Frau stand auf.

»Nein, nein, bleiben Sie ruhig sitzen. Die Toiletten, bitte sehr, ich kenne mich nicht so genau aus.«

»Da liegen Sie falsch, Sir. Die Toiletten für die Gäste befinden sich der Küche gegenüber.«

»Und wo, bitte?«

»Da!« Sie wies an Bill vorbei. »Die helle Tür mit der Aufschrift WC.«

»Ich danke Ihnen.«

»Bitte.«

Sheila hatte mitgehört und lächelte. »Sehr raffiniert, das muß man schon sagen.«

»Eine meiner leichtesten Übungen.«

»Angeber.«

Bill Conolly hatte die Garderobenfrau nicht aus den Augen gelassen und war froh, daß diese sich wieder mit sich selbst beschäftigte. Sie hockte auf ihrem Stuhl, den Kopf gesenkt und gab sich ihrer eigenen Müdigkeit hin. Für Sheila und ihren Mann war es einfach, ungesehen an ihr vorbeizuschleichen.

Die Tür zur Küche war größer als die zur Toilette. Bill öffnete sie. Sheila blieb dabei unmittelbar neben ihm. Der Reporter hoffte, nicht vom Personal überrascht zu werden, denn er wollte nichts erklären oder sich Ausreden einfallen lassen müssen.

Vor den beiden lag ein Flur, der in einen seitlichen Trakt des Hauses führte.

Bill rechnete damit, so etwas wie einen Lieferanteneingang zu finden. Er setzte ihn gleich mit einer Hintertür, blieb aber zunächst stehen, als er das schlechte Licht sah, das sich im Flur ausgebreitet hatte.

Die Lampe unter der Decke leuchtete nur schwach. Ihr Schein floß über den Fußboden wie ein heller Schatten.

Mehrere Türen lockerten den Flur auf. Bill interessierte nur die am

Ende. Sie führte wahrscheinlich nach draußen in die Kälte, von der sie auch hier im Flur etwas spürten, denn die Wärme der Feier hatten sie hinter sich gelassen.

Allein waren sie nicht. Beide hörten sie die Stimmen. Die Menschen hielten sich hinter einer der Türen auf, die an der rechten Seite lagen. Die zweite, von ihnen aus gesehen, war nicht geschlossen.

Mehrere Personen unterhielten sich über die Gäste, die sie als eingebildete Tussies, Schlampen oder widerliche Säcke bezeichneten.

»Jedenfalls bleibt für uns etwas übrig«, sagte ein Mann, der eine weiße Kochmütze auf dem Kopf trug, wie Bill mit einem schnellen Blick in den Raum erkannte. Der Mann war damit beschäftigt, große Platten mit Roastbeef zu belegen. Ein anderer rührte in einem kupfernen Suppenkessel herum, und zwei andere Typen lehnten rauchend an der Wand. Sie hatten nur Augen für die Köche. Auf Bill und Sheila achteten sie nicht, die auf leisen Sohlen an der Tür vorbeihuschten und sich der vor ihnen liegenden näherten. Sie markierte das Ende des Ganges.

So weit kamen sie nicht, denn einer der Köche sprach zum Glück laut genug. »He, Peter, du kannst den Mist den Besoffenen bringen.«

»Okay, gib her.«

Den Conollys mußte etwas einfallen, und es fiel ihnen auch was ein. Blitzschnell öffnete Bill die ihnen am nächsten liegende Tür. Sekunden später waren sie verschwunden und hatten die Tür auch wieder geschlossen. Bemerkt worden waren sie nicht.

Beide lehnten sich im Düstern gegen die Wand und atmeten zunächst tief durch. »Das war knapp«, flüsterte Sheila. »Weißt du, wie ich mir vorkomme?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Wie die beiden Harts aus der gleichnamigen TV-Serie.«

»Nur heißt du nicht Jennifer.«

»Möchtest du denn Jonathan heißen?«

»Höchstens in meinem zweiten Le ben.«

»Gut, ich werde dich daran erinnern.« Sheila löste sich von ihrem Platz und trat in die Mitte des Raumes. So dunkel, wie es zu Beginn ausgesehen hatte, war es nicht. Durch das Fenster floß schwaches Licht, das der Mond gegen die Scheibe warf, als wollte er den Raum mit einem dünnen Zaubermantel versehen.

Sie befanden sich in einer Küche, in der auch gekocht werden konnte. Zwei große Herde, ein Spülbecken, dessen Stahl fast wie Silber schimmerte. Schränke, Pfannen, der große Kühlschrank, aber auch ein geräumiges Fenster und eigentlich größer als das Fenster einer normalen Küche. Dahinter lag der Garten.

»Und jetzt?« fragte Sheila, die mit dem Rücken gegen die Arbeitsplatte lehnte.

»Warten wir erst mal ab.«
»Auf wen?«
»Darauf, daß die anderen verschwinden. Die Kellner werden die Platten wieder zu den Gästen tragen müssen. Dann können wir…« Bill redete nicht mehr. Er legte nicht nur eine kurze Pause ein, er schwieg, und das fiel auch Sheila auf.
»Was ist denn?«
Bill gab keine Antwort. Er stand vor dem Fenster und starrte hinaus. Plötzlich sackte er in die Knie und warnte auch seine Frau. »Deckung, Sheila!«
»Was ist denn los gewesen?«
Bill spürte die Schweißperlen, die auf seiner Stirn klebten.
»Das kann ich dir sagen. Er ist da. Ich habe den verdammten Gruftie gesehen.«
»Wo? Am Fenster?«
»Nein, noch ein Stück entfernt, aber es sah so aus, als wollte er auf dieses Fenster hier zukommen.«
»Und jetzt?«
Bill hob die Schultern. »Wenn wir es schlau anstellen, können wir ihn sehen.«
Sheila beschwerte sich über ihr enges Kleid, das in dieser Haltung doch sehr spannte. »Dann werden wir mal schlau sein.« Sie kroch auf allen vieren zu Bill, der noch in Deckung blieb, dann aber, als sich Sheila direkt neben ihm befand, seinen Körper vorsichtig in die Höhe drückte. Er hatte vor, in Höhe der Fensterbank durch die Scheibe zu peilen, aber möglichst wenig von sich zu zeigen.
»Kannst du etwas sehen?« wisperte Sheila.
»Noch nicht. Aber ich habe mich nicht geirrt. Der Gruftie ist in der Nähe gewesen.«
»Aber nicht direkt am Fenster.«
»Das nicht.«
Sheila störte ihren Mann nicht. Sie blieb still und beobachtete ihn. Dabei biß sie sich vor Aufregung auf die Unterlippe, und ihre Augen hatten einen starren Ausdruck bekommen. Ihr Mann schob sich langsam immer höher, so daß er jetzt besser durch die Scheibe schauen konnte. Sein Sichtbereich war gut, und Sheila konzentrierte sich auf Bills Rücken. Bill bewegte seine Hand. Es war mehr ein Zucken, aber die Frau ahnte, was geschehen war, und sie hörte es auch bald.
»Er ist da!«
Für einen Moment hielt Sheila den Atem an. »Wo denn?«
»Fast schon an der Scheibe!«
Sheila wollte nicht mehr in Deckung bleiben. Viel war von diesem Gruftie gesprochen worden. Jetzt mußte sie selbst schauen, wie diese

Gestalt aussah. Ein Skelett mit einem Menschenkopf, das wollte sie noch nicht begreifen, aber etwas mußte ja an dieser Sache dran sein, das saugte man sich nicht aus den Fingern. Zudem wußte sie aus Erfahrung, daß es auf dieser Welt Dinge gab, die nahezu unaussprechlich waren.

Sie bewegte sich auf Bill zu, der weiterhin durch die Scheibe peilte. Zum Glück war es in der Küche dunkel, und sie hofften, daß sie nur ein Schatten von vielen waren.

Sheila hob ihren Kopf so weit an, daß sie ebenfalls in die Finsternis des Gartens schauen konnte.

Dort war die Welt erstarrt. Selbst die Dunkelheit schien gefroren zu sein, aber durch sie hindurch bewegte sich ein Schatten.

Es war tatsächlich der Gruftie, und Bill hatte sich nicht geirrt, denn die Gestalt kam geradewegs auf die Scheibe des Küchenfensters zu. Sie ging langsam, etwas ungelenk. Sheila merkte, daß sie das Luftholen vergessen hatte. Der Atem hatte ihr gestockt. Ihre Augen sahen aus wie zwei starre kleine Seen. Sie sah jetzt das Gesicht, aber sie brauchte irgendeinen Halt, denn dieser Anblick hatte sie doch schwer erschüttert. Auf dem Gerippe saß tatsächlich ein menschlicher Kopf. Im Vergleich zum Skelett wirkte er viel schwerer. Das war kein Gesicht mehr, das war eine Fratze, die sich aus der Dunkelheit hervorschälte, aber auch nicht so scheußlich, sondern menschlich angehaucht. Zudem behaftet mit den Spuren des Grabs, denn der Dreck klebte noch auf der Haut, er hing in den hellen, nach hinten reichenden Haaren und hatte sich auch in irgendwelchen Kratzwunden festgesetzt.

Das Gesicht vergaß Sheila, als sie ihren Blick senkte, weil sie genau sehen wollte, wie der doch normale Kopf mit dem Knochenkörper in Verbindung stand.

Sie sah den Hals, sie sah auch die Hautfetzen, die an alte Lappen erinnerten und nur mit einer Seite festhingen. Mit der unteren baumelten sie den dunklen Knochen entgegen, die durch den Dreck ebenfalls verschmiert worden waren.

Was dann folgte, waren Knochen, nur Knochen. Ein Gerippe, ein Skelett, bräunlich schimmernd, einfach widerlich. Durch irgend etwas zusammengehalten, mit dem sie nicht zurechtkam, aber es konnte sich bewegen. Es existierte, obwohl Sheila nicht daran glauben wollte, daß es lebte, denn Leben war für sie etwas anderes.

»Das gibt es doch nicht«, hauchte sie. »Das ist doch irre, einfach verrückt! Daran kann ich nicht, verdammt - so etwas kommt mir nicht in den Sinn! Ich - ich werde noch verrückt...«

»Sei ruhig, Sheila!«

»Schon okay - sorry!«

Sie warteten ab. Sie hockten beide dicht zusammen. Ihre Gesichter

zeigten eine harte Anspannung.

Die Augen waren dabei wie kalte Teiche, und tief im Hintergrund lauerte bei beiden die Furcht. Zeit verstrich. Sie hatten sich jetzt geduckt. Der Anblick hatte ihnen gereicht, und sie knieten so, daß sie sich gegenseitig anschauen konnten.

In der folgenden Zeit kam es darauf an, was das Skelett unternehmen würde. Wenn es scharf darauf war, Menschen zu töten, dann waren Sheila und Bill bereits von ihm wahrgenommen worden. Sie konnten sich auch vorstellen, daß es die Scheibe einschlug und über sie herfiel. Rücksicht brauchte es nicht zu nehmen.

Bill ärgerte sich jetzt darüber, keine Waffe zu tragen. Er hatte die Beretta zu Hause gelassen. Wer ging schon auf eine Feier mit einer gezogenen Waffe?

Also warten. Auf ein Geräusch lauern. Das Skelett konnte möglicherweise an der Scheibe kratzen, um sie anschließend einzuschlagen. Das war alles möglich.

Beide schraken zusammen, als sie das fremde Geräusch hörten. Es war nicht in der Küche aufgeklungen, sondern draußen, am Außenrand der Scheibe eben.

Dort fuhren die Knochenfinger des Skeletts entlang, als wollten sie das dünne Eis vom Glas kratzen.

Beide taten nichts. Die Gedanken lasen sie sich gegenseitig von den Augen ab. Wenn der Gruftie die Scheibe einschlug, dann blieb ihnen nur noch die Flucht, und Sheila orientierte sich bereits.

Der Knöcherne schlug die Scheibe nicht ein. Er hielt sich zurück. Auch das Geräusch verstummte, und die Conollys stießen den Atem aus. Es klang schon erleichtert.

Bill lächelte als erster, auch Sheilas Mundausdruck zeigte eine Erleichterung.

»Ist doch gut, nicht?«

»Wieso?«

»Ich schaue mal nach«, sagte Bill.

Sie faßte ihn an. »Aber gib acht. Es kann auch eine Falle sein. Ich traue dieser Gestalt alles zu.«

»Okay, das wird schon klappen.« Der Reporter drückte seinen Körper wieder hoch. Der Blick durch die Scheibe war ihm gelungen, und er sah keine Gestalt mehr, die sich hinter dem Glas abzeichnete.

Einzig und allein der dunkle, vereiste Garten befand sich in seinem Blickfeld. In ihm bewegte sich nichts.

An seiner Haltung erkannte Sheila, wie erleichtert ihr Mann war. Und als er sich hinstellte, richtete auch sie sich auf. Sie hielt Bills Hand, gemeinsam blickten sie nach draußen und nickten.

»Es ist tatsächlich verschwunden«, sagte Sheila. »Das ist kaum zu glauben.«

»Du sagst es.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Verschwinden. Die anderen warnen. Zumindest John. Er ist der einzige, der uns glaubt.«

»Aber es will ins Haus, davon können wir ausgehen.«

Bill nickte. »Sicher. Wo sollte es sonst hin?« Er schaute seine Frau streng an. »Der Gruftie braucht Menschen, er braucht Fleisch, er braucht ihr Leben…«

»Sag nicht so etwas.«

»Schon okay, komm jetzt!« Bill ging als erster auf die Tür zu, und er war auch dementsprechend vorsichtig. So leise wie möglich näherte er sich dem Ziel. Die große Spannung war zwar gewichen, in seinem Innern aber regierte noch immer die Vorsicht.

Das war auch gut so.

Bill hatte die Tür kaum geöffnet und einen Blick in den Flur geworfen, da roch er die Gefahr. Sie wehte ihm von der Außentür her entgegen. Sie war wie eine Wolke, die aus einer offenen Gruft gestiegen war und sich ausgebreitet hatte.

Die Wolke aus Moder und Pestilenz. Etwas Altes, Fauliges, und Bill brauchte erst keinen Blick nach links zu werfen. Er wußte auch so, welchen Weg der Gruftie genommen hatte.

Das Grauen kommt oft durch die Hintertür. Bei ihnen hatte es sich wieder bestätigt.

Blitzschnell zog sich Bill zurück und drehte sich. Er schaute in Sheilas Gesicht, die gar keine Frage zu stellen brauchte, denn sie wußte auch so Bescheid.

»Wir müssen noch bleiben.«

»Wo denn?«

Bill deutete gegen eine Stelle der Wand, die im toten Winkel der Tür lag. »Stell dich da hin!«

Sheila tat es ohne Widerspruch. Auch Bill kam zu ihr. Nebeneinander und sich gegenseitig berührend blieben sie stehen. Wieder waren sie in die Defensive gedrängt worden und konnten nur mehr warten.

Noch war nichts zu hören. Bill dachte daran, daß der Bodenbelag draußen aus Steinen bestand.

Wenn sich ein Knochenkörper darüber hinwegbewegte, konnte das einfach nicht lautlos geschehen.

Sie würden es hören müssen.

Sheila neben ihm lachte. »Es ist schon verrückt. Es ist wirklich verrückt. Warum können wir nicht so ein normales Leben führen, wie viele andere auch? Immer wieder fallen wir rein. Es ist wie ein Fluch, Bill, wie ein Fluch.«

»Wem sagst du das.«

Sie warteten und lauschten. Bisher hatten sie noch nichts gehört, das

aber änderte sich als der Gruftie die Nähe ihrer Tür erreicht hatte. Da hörten sie schon seine Schritte mit der Regelmäßigkeit eines Metronoms auf den Boden prallen.

Es kam näher und näher.

Die Geräusche verstärkten sich.

Beide Conollys hielten den Atem an. Sie schielten gegen die flache Türoberfläche an Ihrer linken Seite, die starr wie eine Wand stand und sich nicht bewegte. Niemand berührte sie von außen, keiner klopfte dagegen.

Bill dachte auch an das Personal, das sich in einem anderen Raum aufhielt. Sollten die Köche noch dort sein, und sollte das verdammte Skelett in die Nähe dieser Menschen kommen, hatten sie so gut wie keine Chance.

Es wurde still.

Keine Schritte waren mehr zu hören.

Die Ruhe gefiel beiden nicht, denn der Gruftie hatte ihre Tür noch nicht passiert, das hätten sie auf jeden Fall gehört. Wahrscheinlich war er vor der Tür stehengeblieben, und Bill konnte sich auch den Grund ausmalen. Es war durchaus möglich, daß er die Feinde gerochen hatte. Bei derartigen Gestalten mußte man mit allem rechnen, denn sie waren einzig und allein auf Menschen fixiert.

Sekunden verstrichen, und es war nur das Atmen der beiden Menschen zu hören. Bill spürte Sheilas Hand an der seinen. Ihre Finger waren kalt wie Eis.

»Wir kommen hier raus!« sagte der Reporter. Er hatte das letzte Wort kaum gesprochen, als ihre Chancen rapide sanken, denn der Unheimliche hatte eine Knochenhand auf die Klinke gelegt.

Er drückte sie nach unten!

Bill und Sheila schauten zu, wie sich die Klinke bewegte. Nicht sehr schnell, sondern eher langsam, als wüßte er genau, wie er die Spannung erhöhen konnte.

Die Tür schwang auf.

Sie glitt den beiden Menschen entgegen, die sich nicht bewegten und den Atem anhielten. Ihre Augen waren groß geworden, der Blick auf einen imaginären Fleck irgendwo vor ihnen gerichtet.

Wenn der Gruftie die Tür ganz herumstieß, würden sie automatisch von ihr berührt werden, und so etwas würde der andere auch merken.

Noch befand sich die Tür in Bewegung. Aber sie glitt sehr langsam auf Bill und Sheila zu, die nur abwarten konnten, nicht mehr. Sie vertrauten auf ihr Glück.

Bill hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, gegen den Gruftie zu kämpfen. Mit bloßen Händen wollte er das nicht. Seine Blicke konzentrierten sich auf die Messer, die er in einem Holzgestell stehen sah.

Die Tür stoppte.

Sie war nicht so weit herumgeschwungen, daß Sheila und Bill von ihr berührt wurden. Auf einmal war Schluß, und Bill spürte, wie er für einen Moment erleichtert war.

Sheila hatte das gleiche Gefühl erfaßt, allerdings verschwand es bei beiden, als sie das Geräusch hörten. Diesen harten Tritt, der allerdings auf der Stelle trat, denn der Gruftie brachte es nicht fertig, die Küche zu betreten. Ein Blick hatte ihm gereicht. Sie war leer, aber er kümmerte sich nicht um die beiden Menschen, die er zwar nicht sah, aber sicherlich riechen konnte.

Kam er? Kam er nicht?

Wieder verstrich Zeit. Für die Conollys dehnte sie sich beinahe endlos. Sie hatten Mühe, ruhig zu bleiben, und ihre lange Starre verwandelte sich in eine zitternde Nervosität.

Er bewegte sich.

Aber er ging nicht nach vorn, sondern zurück. Beide wollten es kaum glauben, doch es stimmte tatsächlich.

Als hätten sie sich abgesprochen, stießen sie gleichzeitig die Luft aus. Sie schauten sich an. Bills Gesicht war mehr starr, das seiner Frau wirkte verzerrt, aber Sheila versuchte es bereits mit einem knappen Lächeln. Sie hob den Arm, und sie ballte die rechte Hand dabei zur Faust. Ein Zeichen, daß sie gewonnen hatten.

Bill stöhnte auf. Auch er war kein Supermann. Gefühle durchlitt er ebenso wie andere Menschen, und diesmal war der Kelch, aus welchen Gründen auch immer, an ihnen vorbeigegangen.

Der Gruftie wanderte weiter.

Sheila ging einen Schritt nach vorn. Sie stützte sich am Kühlschrank ab, drehte sich dann ihrem Mann zu und wischte ihr Gesicht ab. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Das war knapp, mehr als knapp.«

Bill stimmte ihr durch ein Nicken zu. »Aber es ist noch nicht vorbei, Sheila, denk an die anderen. Wir müssen ihn stoppen.«

»Kannst du das?« Sie hatte die Stirn in Falten gelegt und zeigte ihre Skepsis an.

»Einen Versuch wäre es wert. Aber ich denke, da werden wir John und Jane Bescheid geben.«

»Okay.«

Bevor sie die Küche verlassen konnte, streckte Bill seinen Arm aus und hielt sie zurück. »Moment, das erledige ich.« Er schaute in den Flur. Bill bewegte dabei seinen Kopf nach links und nach rechts, und er gab Sheila mit der Hand ein Zeichen.

Sie wußte, daß die Luft rein war.

Im Flur war es auch still geworden. Aus einem anderen Raum hörten sie keine Stimmen mehr. Zwischen den Wänden lag eine kompakte Ruhe wie eine zweite Wand.

»Gehen wir«, sagte Bill. Beide sahen sie den Gruftie nicht mehr, aber sie waren davon überzeugt, daß diese Gestalt vorerst nicht in ihr Grab zurückklettern würde.

Wie recht sie hatten, hörten sie wenig später. Denn die Schreie waren bestimmt keine der Freude…

***

Douglas Watermans Arbeitszimmer war groß und wirkte durch die dunklen Möbel düster. In den Regalen standen zahlreiche Bücher, auf dem Boden lagen dicke Teppiche, der Schreibtisch mitten im Raum bestand aus einem Halbkreis und wirkte wie ein dunkler Halbmond, auf dem noch ein PC seinen Platz gefunden hatte.

Wir saßen nicht dort, sondern hatten unsere Plätze in Sesseln gefunden. Waterman trank nach wie vor Champagner, während Jane und ich uns an Wasser hielten. Er hatte uns eine Geschichte erzählt, und wir hatten sehr genau zugehört, aber nicht alles verstanden, das sah er auch unseren Gesichtern an.

»Sie schauen sehr skeptisch, aber ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt.«

»Das glauben wir sogar«, sagte Jane. »Manchmal ist die Wahrheit phantastischer als jede Erfindung, aber ich möchte noch einmal auf mich zurückkommen.«

Er nickte. »Tun Sie das, Miß Collins.«

»Sie haben mich also engagiert, damit ich die Gestalt oder den Gruftie aufhalte.«

»So ist es.«

»Warum keine Bodyguards?«

Waterman wand sich etwas nach dieser Frage. »Es hat natürlich seine Gründe. Ich hätte diesen Leuten oder zumindest deren Chef erklären müssen, um was es geht, und es ist die Frage, ob sie mir geglaubt hätten. So sehe ich das.«

Jane wunderte sich. »Bei mir waren Sie sicher, daß ich Ihnen glauben würde? Sie haben mir keine Einzelheiten mitgeteilt.«

»Das ist richtig, aber ich habe mich erkundigt. Sie sind eine Frau, die sich kaum durch etwas abschrecken läßt. Sie gehören zu denjenigen, die auch unwahrscheinliche und unbeschreibliche Dinge akzeptieren können. So jedenfalls hörte ich es.«

»Das habe ich ja nicht geschafft. Dieser Gruftie hat mich an den Rand des Todes gebracht. Wäre John Sinclair nicht erschienen, läge ich jetzt im Grab.«

Damit war ich ins Spiel gebracht worden, und darauf hatte ich gewartet. »Lassen wir mal gewisse Dinge außen vor, Mr. Waterman. Mir kommt es auf den Gruftie an.«

»Das wußte ich.«

»Sie erzählten, daß der Gruftie Gordon Waterman heißt und Ihr Bruder ist.«

»Mein Halbbruder. Er ging nach Lateinamerika.«

»Eine interessante Gegend«, sagte ich. »Was hat er dort getan?«

»Er hat sich mit fremden Kulturen beschäftigt«, erklärte Waterman, nachdem er einen Schluck getrunken hatte. »Sie interessierten ihn ungemein, er war ihnen sehr angetan, ohne beruflich Archäologe zu sein, er betrieb dies als Hobby. Da ich ihn ausgezahlt hatte, konnte er sich das leisten. Er hätte bis zum Lebensende Geld genug gehabt, aber das ist eine andere Sache.« Waterman holte Luft und sagte: »Es ging vielmehr um seine Rückkehr. Eines Tages stand er vor der Tür, und ich konnte mich nur wundern.«

»Weshalb?«

»Er hat sein Versprechen nicht gehalten, Mr. Sinclair. Er wollte für immer wegbleiben, aber plötzlich war er da. Sie glauben gar nicht, wie ich gestaunt habe.«

»Nahmen Sie ihn denn wieder bei sich auf?« fragte Jane.

»Das war das Problem. Er wollte bei mir wohnen, aber auf seine Art und Weise.« Waterman schüttelte sich. »Er hat mir erklärt, daß er sterben würde. Daß er bald sterben würde«, unterstrich er mit kräftiger Stimme. »Und daß er nur an einer bestimmten Stelle begraben werden wollte.«

»Bei Ihnen im Garten«, sagte Jane.

»Genau.«

»Sie stimmten zu?«

»Was sollte ich machen? Sie haben das Grab ja selbst gesehen. Gordon erklärte mir noch, daß er nicht mehr viel Zeit hätte, nur wenige Tage, und daß ich mich beeilen sollte. Er bat sogar um einen Grabstein, den ich besorgte. Aber das war nicht das Schlimme, kann ich Ihnen sagen.« Waterman lehnte sich in seinem Sessel zurück, der von den Proportionen her zu groß für ihn war. »Ich konnte zuschauen, wie er starb. Das ging bei ihm, ob Sie es glauben oder nicht, etappenweise. Ja, er starb in Intervallen oder Etappen. Er verweste bei lebendigem Leib. Er faulte praktisch vor meinen Augen, aber sein Kopf veränderte sich nicht. Sie glauben gar nicht, was sich hier abgespielt hat, bis ich ihn endlich dazu bekam, mir eine Auskunft zu geben.«

»Das war die Sache mit dem Totenkult.«

»Stimmt.«

»Darüber hätte ich gern mehr gewußt.«

»Mr. Sinclair«, sagte Waterman stöhnend. »Sie glauben gar nicht, wie gern ich Ihnen etwas darüber erzählen würde. Aber es ist mir nicht möglich. Ich schaffe es einfach nicht, weil ich nicht in der Materie drinstecke. Es ist alles anders, glauben Sie mir. Ich komme damit nicht mehr zurecht. Mein Bruder war der Forscher. Meinen Bruder

interessierte der Totenkult dieser fremden Kulturen. Er war derjenige, der sie erforschte. Ich weiß nicht, ob er sich mehr mit den Mayas, den Inkas oder Azteken beschäftigt hat, vielleicht auch mit allen dreien zusammen, aber er muß etwas von einem anderen Leben erfahren haben, denn er hat immer davon gesprochen. Von seinem anderen Leben.«

»Das Leben als Toter.«

»So ähnlich. Er war kein Freund des Körpers. Der war für ihn ein Nichts. Im ging es um den Kopf, das Gehirn und damit auch den Geist. Er wollte es behalten, und ich weiß nicht genau, was er getan hat in dem fremden Land. Es war irgend etwas Schlimmes und etwas anderes. Es muß mit einem Trank oder mit einer Salbe zusammengehangen haben. Gordon hat sich da nie so genau ausgelassen, aber er war immer der Meinung, daß die alten Völker einen Weg gefunden hatten, um den Tod zu überwinden.«

»Das sagte er Ihnen.«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Und was noch?«

»Er weihte mich nicht ein, aber er hat trotzdem von einer Zukunft gesprochen.«

»Wie das?« fragte Jane. »Die Zukunft, die ein Toter haben soll? Das will mir nicht in den Kopf. Da stimmt doch was nicht, Mr. Waterman. Das müssen auch Sie einsehen.«

»Ja, natürlich. Aber machen Sie etwas dagegen! Ich bin doch kein Eingeweihter. Ich bin nicht informiert worden. Ich war nicht in einem fernen Erdteil, um dort Forschungen zu treiben. Das alles hat mein Bruder getan, verflucht! Er hat sich dort mit Medizinmännern unterhalten. Er muß von ihnen in gewisse Geheimnisse eingeweiht worden sein. Sie haben ihn als Fremden daran teilhaben lassen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich weiß nicht, was er geschluckt hat, um einen Tod herbeizuführen. Einen geheimnisvollen Trank… Verflucht noch mal, ich komme damit nicht zurecht. Jedenfalls wußte er, daß er auf eine bestimmte Art und Weise sterben mußte, um nach einem alten Ritual zu überleben.«

Jane schaute mich an. »Das ist gar nicht so weit hergeholt. Denk daran, daß wir dieses Phänomen schon einmal bei Hexen erlebt haben.«

Das stimmte, aber es lag lange zurück. Nur hatten wir diesen Fall nicht in einem anderen Erdteil erlebt, sondern hier, aber möglich war alles. Auch eine frühgeschichtliche Kommunikation über Weltmeere hinweg.

»Sie haben diesen Trank aber nicht gefunden, Mr. Waterman?«

»Nein, ich glaube auch nicht, daß er ihn mitgebracht hat. Oder er hat ihn weggeworfen. Meiner Meinung nach hat der Keim des Todes schon

auf der Überfahrt oder beim Flug in ihm gesteckt. Er wuchs sehr langsam und hat hier sein Ziel erreicht. So jedenfalls habe ich es mir vorgestellt.«

»Und Ihr Bruder Gordon wollte beerdigt werden? Hier bei Ihnen? Hier auf dem Grundstück?«

»Ja.«

»Das ist verrückt.«

»Ich weiß es. Aber machen Sie was daran. Ich jedenfalls bin damit nicht zurechtgekommen. Ich habe ihm sein Grab geschaffen. In einer dunklen Nacht ist er, bevor er richtig verweste, in dieses Grab hineingestiegen. Ich habe ihn gehen sehen, ich bin ihm dann nachgelaufen und habe zugeschaut, wie er hineinstieg.«

»Das muß schlimm für Sie gewesen sein«, sagte Jane.

»Und ob, und ob.« Waterman nickte. »Ich erinnere mich noch an Gordons letzte Worte. Er sprach davon, daß nicht alles tot ist, was unter der Erde liegt und ich durchaus damit rechnen könnte, ihm das eine oder andere Mal zu begegnen.«

»Geschah das denn?« wollte ich wissen.

»Ja.«

»Wann und wie?«

»Vor gut zwei Monaten tauchte er zum erstenmal auf. Er irrte durch den Garten. Ich glaubte, verrückt zu werden oder einer Sinnestäuschung erlegen zu sein, aber ich bin dann nach draußen gegangen und habe mit ihm gesprochen.«

»Richtig unterhalten?« fragte Jane.

»Klar.« Waterman schwitzte jetzt. »Mein Bruder erklärte mir, daß ich ihn nicht los wäre. Daß er zurückkommen würde. Immer und immer wieder. Wann es ihm paßte.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich außergewöhnlich. Kam er denn auch?«

»Ja. Sogar in mein Haus.«

»Und?«

»Ich konnte nichts tun. Er erklärte mir auch, daß er mit einer Kugel nicht zu töten war. Er fühlte sich wohl, und ich hatte ein Problem. Ich mußte ihn loswerden, denn er tauchte auch auf, wenn ich Gäste hatte. Bisher gelang es mir immer noch, ihn vor den Gästen zu verbergen, aber das ist nun vorbei. Er ist ausgerechnet an diesem Tag zurückgekehrt, wo ich hier diese Feier gebe. Aber ich hatte es satt, deshalb engagierte ich Miß Collins. Sie hat es auch nicht geschafft. Das soll kein Vorwurf gegen Sie sein«, schränkte er sofort ein. »Aber ich habe Angst. Ja, ich habe Angst, daß er mir auf die Schliche gekommen ist, und mich nun holen möchte, wie er es ja bei Ihnen schon versucht hat, Miß Collins.«

»Das kann ich nachvollziehen«, sagte Jane. Als er weitersprach,

schaute sie mich an. »Und ich glaube auch, daß sich diese Person nicht mehr in ihrem Grab befindet. Sie ist unterwegs. Sie verfügt über eine mörderische Kraft, auch all die Erde, die sich über ihr türmt, zur Seite zu schieben. Mehr kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, obwohl ich selbst mehr über das Geheimnis seines seltsamen Lebens erfahren hätte, aber da hat er sich zurückgehalten. Von einem fremden Volk muß er dieses Mittel oder diesen Zauber mitbekommen haben. Ich kenne mich da wirklich nicht aus, aber ich weiß, daß es bei den Inkas oder Mayas schon geheimnisvolle Totenkulte gegeben hat. Mein Bruder hat es eben geschafft, das Vertrauen dieser Menschen zu gewinnen.«

Jane schaute mich an. »Was sagst du dazu, John?«

»Ich sehe darin keinen Widerspruch.«

Douglas Waterman war schon ein wenig irritiert. »Dann, dann glauben Sie mir und auch meinem Bruder?«

»Ja, das glaube ich.«

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht mal, ob ich darüber lachen oder weinen soll. Aber ich möchte mich für mein Benehmen vorhin entschuldigen. Es war nicht gut, wie ich Sie angesprochen habe, aber Sie verstehen sicherlich den Streß.«

»Machen Sie sich darüber mal keine Sorgen«, beruhigte ich ihn. »Wichtig ist jetzt Ihr Bruder.«

»Ich glaube, daß er durch den Garten läuft. Dort kann er sich verstecken, das ist die Welt, die er kennt. Er hat ja heute nicht zum erstenmal sein Grab verlassen.« Waterman atmete tief durch und leerte sein Glas mit einem langen Zug.

»Nur draußen?« fragte mich Jane.

»Eben, das ist das Problem.«

Waterman hatte zugehört. »Moment mal«, sagte er und wirkte plötzlich sehr fahrig. »Glauben Sie denn, daß er sich hier aufhält? Ich meine, hier im Haus?«

»Er wird kommen!«

Ich hatte den Satz kaum ausgesprochen, als es weiterlief wie in einem Film. Wir hatten zuvor nichts gehört, aber plötzlich wurde die Tür des Arbeitszimmers hart nach innen gestoßen. Ein Mann hielt sich noch an der Klinke fest, als er über die Schwelle taumelte. Ich kannte ihn, denn ich hatte ihn schon im Eingangsbereich als einen der Leibwächter gesehen. Nur sah er jetzt nicht mehr so aus wie vor einer Stunde. Er hatte sich schrecklich verändert. Sein Gesicht war blutüberströmt, als wären mehrere Krallen durch die Haut gezogen worden.

Aus eigener Kraft flog er nicht nach vorn, dafür hatte der harte Tritt des Grufties in seinem Rücken gesorgt. Diese Gestalt tauchte hinter ihm auf, um sich neue Opfer zu holen…

***

Die Party befand sich auf dem Höhepunkt. Die Menschen hatten dem Alkohol kräftig zugesprochen.

Bei Frauen und Männern verschwanden die Hemmungen. Die Starlets versuchten jetzt mit aller Macht, sich an irgendwelche Männer zu hängen, von denen sie hofften, daß sie ihnen ein Stück des Kuchens mitgaben. Sie wollten am Ruhm lecken, sie wollten die Ehre auskosten, sie wollten auf die Bildschirme und vielleicht ins Kino.

Zwei von ihnen hatten sich den TV-Moderator geschnappt. Links und rechts hakten sie sich bei ihm ein und hatten ihn aus dem Salon hervorgezerrt in den Bereich des Eingangs hinein, wo ebenfalls gefeiert wurde.

Man war locker, man war in Stimmung, man dachte an alles mögliche, nur nicht an den Tod.

Und der war plötzlich da!

Dem Gruftie war es gelungen, die Tür gewaltsam zu öffnen. Plötzlich stolperte er in den Bereich hinein, in dem gefeiert wurde. Eine Gestalt, die nicht zu den anderen paßte, die aber von ihnen gesehen wurde. Man nahm sie wahr, man registrierte sie irgendwo, aber man kam mit ihrem Erscheinen nicht zurecht und rechnete womöglich auch mit einem Scherz.

Der war er nicht.

Der Gruftie brachte den Tod, und er brachte zudem einen Geruch mit, der den anderen nicht passen konnte, denn ein Hauch von Moder, eingepackt in eine eisige Kälte, glitt durch den Raum.

Eine Frau fing an zu quietschen, als sie ihn sah, um dann loszulachen.

Das hörte einer der Bodyguards. Er drehte sich, und er sah, daß diese fremde Gestalt schon einige Schritte in den großen Raum hineingegangen war.

Bei dem Mann klickte es. Das war kein Scherz, kein Spaß, er wußte genau, daß hier etwas vorging, mit dem die meisten nicht fertig wurden. Er war als Beschützer, Wächter und Aufpasser engagiert worden, und er griff den Gruftie an.

Seine Waffe wollte er nicht ziehen. Obgleich er sich selbst davor fürchtete, mußte er hinlaufen und dieses Skelett aus dem Weg räumen. Noch hielten es die anderen Gäste für einen überraschenden Gag. Vom Salon her strömten sie herbei, irgend jemand hatte die Nachricht über diesen Gag verbreitet.

Der Bodyguard war in die Nähe des Grufties gelangt. Er hatte seine Arme ausgestreckt, um ihn zu packen. Aber der Knöcherne bewegte sich blitzschnell. Bevor sich die Hände um das Gerippe legen konnten, schnellten seine Knochenarme in die Höhe. Sie schlugen gegen die des Mannes und droschen sie zur Seite.

Der Bodyguard war für einen Moment so überrascht, daß er nichts machen konnte.
Aber der Gruftie schlug zu.
Der rechte Knochenarm schnellte nach vorn. Die dünnen, bleichen Finger waren ausgestreckt, wobei die Spitzen genau auf das Gesicht des Mannes zielten und es auch trafen.
Der Aufpasser spürte den Schmerz. Blut lief über sein Gesicht, und die Furchen in seiner Haut schmerzten, als hätte man eine Säure hineingespritzt.
Plötzlich taumelte der Mann zur Seite. Er war blind, weil ihm das Blut in die Augen gesickert war.
Er hörte die gellenden Schreie der anderen Gäste, aber er sah nicht, daß Sheila und Bill Conolly im Bereich des Eingangs erschienen waren. Sie konnten erkennen, wie der Leibwächter taumelte, als wäre er betrunken. Aus dem Hintergrund kam sein Kollege. Er griff das Skelett an. Bill wollte ihn noch warnen, aber er war zu schnell, und der Gruftie hatte sich auf ihn eingestellt.
In seinem Gesicht strahlte sogar Triumph, als er den Mann packte, ihn anhob wie ein Leichtgewicht und dann gegen die Wand schleuderte, wobei der Körper noch andere mitriß, die ihm im Weg standen.
Das Chaos war perfekt!
Der Leibwächter dachte trotz seiner Verletzungen an seinen Job. Er lief weg, weil er seinen Chef einfach warnen mußte. Mit schweren Schritten taumelte er weiter, während das Blut weiterhin aus seinen Wunden hervorpumpte.
Er wandte sich dabei in eine Richtung, die Bill und Sheila nicht kannten. Wahrscheinlich lagen dort die Privaträume des Douglas Waterman, die auch für den Gruftie interessant waren, denn er nahm diesen Weg ebenfalls.
Er holte den Bodyguard nicht ein, blieb ihm aber auf den Fersen. Das wollten auch die Conollys.
Nur war es schwer für sie, so schnell zu laufen, wie sie es sich vorgestellt hatten. Im Bereich des Eingangs herrschte Chaos. Die Gäste, allesamt angetrunken, hatten ihren klaren Kopf verloren. Daß es kein Spaß war, zeigten ihnen auch die Blutlachen auf dem Boden. Ein Mann riß die Eingangstür auf.
Luft - eisig wie aus einem Grab - wehte in das Haus hinein und durchströmte die Wärme.
Einige Menschen rannten nach draußen, obwohl sie zu leicht bekleidet waren. Das aber war ihr Problem. Sheila und Bill bahnten sich einen Weg, wobei der Reporter seine Fäuste einsetzte, um freie Bahn zu bekommen.
Sheila blieb dicht hinter ihm. Sie mußte einem Mann ins Gesicht

schlagen, der sie festhalten wollte, dann hatten sie es geschafft und blieben den beiden auf den Fersen.

Jeder von ihnen hoffte, daß der Gruftie dorthin lief, wo sich auch Jane Collins und John Sinclair aufhielten…

***

Ich hatte den Gruftie bisher nur indirekt kennengelernt, nun aber sah ich ihn zum erstenmal, und mir blieb wirklich für einen Moment der Atem weg. Beschrieben worden war er mir ja schon. Ihn selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen, war schon etwas anderes, denn diese Gestalt sah wirklich scheußlich aus.

Da saß ein Kopf mit hellen Haaren auf einem skelettierten, noch nicht ganz verwesten Körper, denn an den Knochenteilen klebten noch letzte Haut- oder Fleischreste. Die Haut im Gesicht war noch vorhanden, aber auch sie hatte gelitten, denn in sie hinein waren Furchen und Rillen hineingegraben worden. Zudem bedeckte der Schmutz aus dem Grab die Gestalt von oben bis unten.

Das Arbeitszimmer war groß. So konnte es dieser Gruftie betreten, ohne uns unmittelbar zu bedrohen. Uns blieb noch Zeit, vor allen Dingen mir, denn ich zog zunächst die Beretta. Aber ich konnte nicht auf ihn zielen, denn Douglas Waterman sprang von seinem Sessel auf und stellte sich genau in die Schußlinie.

»Gordon!« ächzte er. »Verdammt noch mal, Gordon! Was tust du denn?« Er wußte nicht mehr, was er tat, ging einen Schritt vor, und es sah aus, als wollte er seinen Bruder stoppen.

»Nein, nicht!« schrie ich.

Waterman hörte nicht. Er hatte sich an der rechten Seite des Sessels vorbeigeschoben und ließ sich von einem Weg nicht abbringen. An der Tür erschienen plötzlich die beiden Conollys. Ihr Erscheinen lenkte mich von meinem eigentlichen Vorsatz ab, denn ich hätte die Chance gehabt, sofort zu schießen.

Jane Collins saß auch nicht mehr auf ihrem Platz. Sie kniete neben dem Leibwächter und schaute nach seinen Wunden. Der Mann war zwar schwer verletzt worden, aber er lebte noch und jammerte leise vor sich hin.

Douglas Waterman war einfach zu schnell gewesen. Plötzlich war es aus ihm hervorgebrochen. Er konnte seinen Gang nicht mehr stoppen, er lief auf Gordon zu, sprach ihn an, deckte ihn, und ich bewegte mich weiter zur Seite, um in eine bessere Schußposition zu gelangen. Dabei winkte ich mit der freien Hand Bill Conolly zu. Er verstand das Zeichen und blieb zusammen mit Sheila nahe der Tür.

Die beiden Brüder standen zusammen. Sie starrten sich an. In diesem Augenblick entwich auch bei mir ein Teil der Spannung. Ich hielt mein Feuer zurück, weil ich sehen wollte, was geschah.

Sollte der eine den anderen angreifen, konnte ich noch immer einschreiten.

Die Szene hatte plötzlich nichts Gewalttätiges mehr an sich. Es erinnerte mich mehr an eine Tragik, an etwas Trauriges. Familienbande, die plötzlich zerrissen war.

Dort standen sich zwei gegenüber, die nicht aus ihrer Haut herauskonnten. Auf verschiedenen Seiten einer Existenzebene hielten sie sich auf, und obwohl sie so nah zusammen waren, gab es zwischen ihnen trotzdem einen breiten Graben.

Sie starrten sich erst einmal nur an. Ihre Gesichter hatten nur eine entfernte Ähnlichkeit, Halbbrüder eben.

»Was hast du getan, Gordon? Kannst du reden? Kannst du denn noch immer sprechen?«

Der Gruftie nickte.

»Dann sag mir, was du hier willst.«

Zum erstenmal hörten wir ihn sprechen, und wir hielten den Atem an, als er seine Worte ausstieß.

»Ich bin gekommen, um dich zu holen, Bruder. Ja, ich will dich holen. Du sollst zusammen mit mir hinabsteigen in mein Grab.«

»Nein, nein. So war es nicht abgemacht, Gordon!« protestierte Waterman. »Du bist gekommen. Du hast mich um einen Gefallen gebeten. Ich habe dir ein Grab eingerichtet, in dem du deine Heimat gefunden hast. Ich - ich allein.«

»Das mußtest du.«

»Ich hätte es auch lassen können, ich…«

»Nein, nie!« Seine Stimme klang flüsternd, aber auch grollend. Als käme sie von irgendwoher, nur nicht aus seinem Mund. »Du hättest es nicht lassen können. Wir sind Halbbrüder, wir sind miteinander verbunden. Wir haben einen gemeinsamen Vater. In deinen Adern fließt auch etwas von meinem Blut, das muß dir klar sein. Ich habe es dir auch gesagt, oder hast du das vergessen? Wir sind miteinander verbunden, du weißt es, aber du ahnst nicht, wie stark dieses Band ist.«

»Nie! Niemals…«

»Rede nicht. Das Band ist stark. Solange ich lebe, wirst du auch leben. Wenn ich jedoch sterbe, ist es auch dein Tod, Bruder. Das ist das Band, das uns beide hält!«

Nach dieser Eröffnung war nicht nur Waterman überrascht, auch wir alle glaubten, unseren Ohren nicht trauen zu können. Aber weshalb sollte er gelogen haben? Es gab keinen Grund dafür. Er brauchte hier nicht zu spielen, und das Blut der Menschen ist nun mal ein besonderer Saft, das stand fest.

Wie froh war ich, nicht geschossen zu haben. Die geweihte Silberkugel oder zumindest das Kreuz hätte dieser Gestalt ein Ende

gesetzt, zugleich auch den echten und normal lebenden Waterman mit in den Tod gerissen.

Jetzt steckten wir in einer Klemme. Wir spürten plötzlich, daß es eine Sache zwischen den beiden Brüdern allein war, und Jane sprach aus, was ich dachte.

»Wir stören hier nur, John.«

Ich nickte.

Douglas Waterman hatte seine Überraschung verdaut oder zumindest einen Teil davon. Wir hörten ihn stöhnen. Er suchte nach Worten. Es dauerte, bis er sie gefunden hatte. »Wieso bist du nur…?«

»Mein Blut, dein Blut, das auch in mir fließt, und der Trank der Zauberer haben diese Verbindung geschaffen. Einer kann nicht mehr ohne den anderen sein. Du wirst mit mir leben müssen - und ich mit dir, Bruder. So ist es. Das Schicksal hat es beschlossen.«

Waterman war fertig. Er drehte den Kopf. Sein hilfesuchender Blick erwischte uns, aber auch wir konnten ihm nicht zur Seite stehen. Er war durch seinen Bruder vom Schicksal gezeichnet worden und mußte sich damit abfinden.

Der Gruftie hatte die Bewegung seines Bruders gesehen. Das Lachen schien direkt aus seinen Knochen zu stammen und fegte als vibrierendes Geräusch durch das Zimmer. »Auch wenn du versucht hast, dir Helfer zu holen, sie können den Bann nicht brechen. Ich habe die Kraft dieses Kreuzes tief in meinem Grab gespürt. Andere hätten es zerstört, aber ich habe meine Macht nicht von diesem Kontinent. Ich habe sie mir bei anderen Zauberern geholt, deren Vertrauen ich erringen konnte. Eure Waffen mögen zwar stark sein, aber nicht so stark, daß sie mich vernichten können. Nur wenn du stirbst, bin auch ich verloren.«

Douglas Waterman schüttelte den Kopf. »Das, das glaube ich einfach nicht. Nein, das ist nicht wahr!« Er trat einen Schritt zurück und stierte uns der Reihe nach an. »Verdammt noch mal!« brüllte er los. »Warum tut ihr denn nichts? Ihr steht hier herum. Ihr solltet doch… Ich habe Sie bezahlt, Miß Collins!«

Jane verdrehte den Blick. »Das haben Sie, Mr. Waterman, aber sollen wir versuchen, Ihren Bruder zu vernichten? Wollen Sie das? Wenn ja, dann sind auch Sie tot!«

Waterman hatte zugehört. Er dachte über die Worte nach. Er schaute dabei seinen Halbbruder an.

»Ja!« ächzte er und stützte sich auf der Fläche des halbrunden Schreibtisches ab. »So wird es wohl sein, und so wird es wohl bleiben. Wenn einer von euch versucht, diesen Gruftie zu töten, werde auch ich dabei draufgehen. Dann ist es für mich vorbei. Endgültig gelaufen.«

»Das steht zu befürchten«, sagte ich.

Douglas Waterman war in den letzten Minuten um Jahre gealtert. Das sahen wir auch seinen Bewegungen an. Er schob sich an seinem Schreibtisch vorbei, bis er den Ledersessel dahinter erreicht hatte. Schwerfällig ließ er sich in ihn hineinsinken. Er starrte ins Leere, aber seine Lippen zuckten dabei, ohne die Worte richtig aussprechen zu können. Schließlich holte er röchelnd Luft, und wir mußten schon das Schlimmste befürchten, aber er riß sich wieder zusammen und beugte seinen Körper nach vorn.

»Es ist das Schicksal. Es ist mein Schicksal, verflucht! Ich werde meinen Bruder behalten. Vielleicht werde ich werden wie er, man kann es ja nicht wissen, aber das wird eine Zeit dauern. Ich lebe immer mit dem Gedanken, daß es mir so ergehen kann. Ich werde diesen Druck bis an mein Lebensende haben, und das ist eine verfluchte Belastung.« Erst schüttelte er den Kopf, dann hob er ihn an. »Ich sehe euch. Ich sehe euch alle.« Er lachte. »Ihr steht um mich herum wie die Ölgötzen.« Er lachte wieder, diesmal noch verächtlicher. »Aber ihr könnt nichts tun. Ihr seid mit eurem Latein am Ende. Es gibt Dinge, wo Menschen passen müssen. Ist das nicht so, Mr. Polizist?«

Da ich angesprochen worden war, gab ich ihm auch eine Antwort. »Es sieht ganz so aus.«

»Gut!« flüsterte er. »Das ist gut. Man sieht, daß die anderen Kräfte stärker sind als wir Menschen. Sie haben gewonnen, wir haben verloren, so ist das nun mal. Jeder muß wissen, wann er paßt. Ich bin dabei, es zu tun. Ich weiß mir keinen Rat mehr. Oder ihr?« schrie er.

Diesmal antwortete Jane Collins. »Vielleicht sollten Sie versuchen, es zu akzeptieren.«

»Ich - meinen Bruder?«

»Das haben Sie bisher auch getan.«

»Ja, habe ich!« erwiderte er abgehackt und schob seinen Stuhl zurück, während er sich zugleich nach vorn beugte und sich mit den Händen an den Kante abstützte. »Das habe ich wirklich, aber die Voraussetzungen sind andere gewesen. Da wußte ich ihn in seinem Grab, und das stimmt nicht mehr. Er hat es verlassen, und es sieht nicht so aus, als wollte er freiwillig wieder dort hineinklettern. Oder liege ich da falsch?«

»Wohl nicht«, sagte Jane. »Dann ist ja alles klar.«

Es hatte sich so angehört, als wäre es Waterman gelungen, für sich eine Entscheidung zu treffen.

Deshalb wollte ich wissen, was er genau vorhatte. »Wollen Sie doch weiterleben, Mr. Waterman?«

»Kann sein.«

»Was heißt das?«

»Ich weiß es noch nicht. Es gibt auch eine andere Lösung, habe ich

mir gedacht.«
»Welche?«
Er setzte sich aufrecht hin. Er richtete seinen Blick auf mich, damit lenkte er uns alle von seinen Händen ab, die blitzschnell die vordere, für uns nicht sichtbare Schublade des Schreibtisches aufrissen. Die rechte Hand fuhr hinein, schnappte nach der Waffe. Die nächste Bewegung folgte, und einen Augenblick später drückte sich der Mann die Mündung gegen sein rechtes Ohr.
»Diese«, sagte er nur.

***

»Sie sind verrückt, Waterman!« rief ich. »Lassen Sie das! Es bringt nichts!«
Auch Jane Collins schrie ihn an, und die Conollys hielten sich ebenfalls nicht zurück.
Waterman hörte nicht. Er blieb so steif wie ein Denkmal sitzen. »Ich weiß, was ihr denkt, aber auch ich kann nachdenken«, sagte er. »In den letzten Minuten wurde mir klargemacht, wie mein Leben aussehen wird, und ich will nicht so weiterleben. Das Band zwischen meinem Halbbruder ist wirklich sehr stark. Man kann es nicht durchschneiden, sondern nur brutal zerreißen. Das weiß ich, und danach werde ich mich auch richten. Auch wenn ihr es nicht wahrhaben wollt. Ich weiß, daß ich nur diesen einen Weg gehen kann.«
»Sie sind verrückt!« wiederholte ich mich.
»Halt dein Maul, Sinclair! Ich weiß genau, was ich tue.«
Er wußte es. Sein Finger lag am Abzug des stupsnasigen Revolvers amerikanischer Produktion.
Er schaute auf seinen Halbbruder. Es war ein Blick des Abschieds, und seine Worte paßten dazu.
»Du hast nicht gewonnen, Gordon, es läuft nicht so, wie du es dir vorgestellt hast. Ich bestimme die Regeln, auch für mich persönlich.«
Ich dachte darüber nach, ob ich noch eine Chance hatte. Die Beretta hielt ich fest, aber die Mündung wies nicht auf Waterman, da ich kein Risiko hatte eingehen wollen. Die Beretta anzuheben, zu zielen und zu schießen, das hätte mich relativ viel Zeit gekostet.
»Schade«, sagte Waterman, »aber es gibt keine Lösung mehr. Entweder keiner oder beide.«
Dann schoß er sich in den Kopf!

***

Es war eine schreckliche Szene, die wir als unfreiwillige Zuschauer miterlebten. Die Kugel tötete Waterman auf der Stelle. Er blieb in seinem Sessel hocken, wobei er nur langsam zu Seite kippte, dann nach vorn fiel und auf den Schreibtisch prallte. Das aus seiner

Kopfwunde sickernde Blut breitete sich darauf aus.

Und der Gruftie?

Wir sahen, daß alles stimmte, was uns Waterman berichtet hatte.

Der Gruftie fühlte sich seinem menschlichen Halbbruder nicht mehr verbunden. Das Band zwischen den beiden war zerschnitten. Plötzlich sahen wir, daß er zu verwesen begann. Er stand zwar noch auf derselben Stelle, aber sein Gesicht wurde von einer inneren Kraft zerstört. Es zerfiel vor unseren Augen, und dieser Anblick war wirklich nichts für schwache Nerven.

Die Haut verwandelte sich in eine Soße, die an den Knochen entlanglief, die plötzlich zu sehen waren. Bleichbraunes Gebein schimmerte hindurch. Die Knochen, mochten sie auch noch so hart sein, lösten sich allmählich auf, und auch die hellen Haare wurden zu einer schmierigen Masse, die in eine Mulde sickerten, wo sich einmal die Schädeldecke befunden hatte.

Es war der letzte Druck, der ausreichte, um den Schädel vollständig zu zerstören. Er fiel zu Boden, und zugleich sackte das gesamte Gerippe ein.

Die weiche Masse legte sich wie dicker Gelee auf den Rest. Es war ein letzter Rest, ein makabres Denkmal der Verwesung und die Folge eines uralten und fremden Fluchs, der sich auf dem Teppich ausgebreitet hatte und von einer dünnen Rauchspur umweht wurde.

Ich stieß die Luft aus und steckte die Beretta weg. Dann ging ich auf Jane zu, die inzwischen bei den Conollys stand. Ich hob die Schultern an. »Seltsam«, sagte ich, »fragt mich aber nicht, wie ich mich fühle. Das Leben hält immer wieder Überraschungen bereit. Manchmal ist es eben nicht möglich, die Dinge so durchzuziehen und zu vollenden, wie man es sich vorgenommen hat.«

»Wir waren Statisten«, sagte Jane.

»Ja, und andere haben die Fäden gezogen.«

»Und es war besser so für beide«, erklärte Bill. »Das wäre für den einen und auch für den anderen kein Leben gewesen.«

Niemand hatte gegen diesen Abschluß etwas einzuwenden…

ENDE